

Armand (Friedrich Strubberg)

Die Rache des Mestizen

1. EINLEITUNG

Spaniens einst so mächtiges Kolonialreich war im Zerbröckeln. Seit dem Jahre 1810 befand sich ganz Süd- und Mittelamerika im Aufruhr gegen das Mutterland, das zu ohnmächtig war, die Unabhängigkeitsbewegung niederzuschlagen. Von seinem amerikanischen Kolonialbesitz mußte es ein Stück nach dem anderen aufgeben.

Die jungen Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten schon seit 1803, seitdem sie Louisiana, das Land am Mississippi, von Napoleon für 60 Millionen Franken erworben hatten, ihr besonderes Augenmerk auf Florida gerichtet, das noch in spanischem Besitz war. Diese südliche Spitze des nordamerikanischen Festlandes befand sich damals noch im Naturzustand und wurde fast nur von wilden Indianerstämmen bewohnt. Die Spanier, die Florida durch einen Bevollmächtigten des Generalkapitäns von Cuba regierten, hatten nur an den Küsten und Hauptströmen vereinzelt feste Plätze errichtet, in deren Nähe dann Ansiedlungen Weißer entstanden waren.

Alle Verhandlungen mit Spanien auf einen friedlichen Erwerb schlugen fehl, vor einer gewaltsamen Besetzung aber schreckte man in Washington zunächst noch zurück, obwohl die ständigen Grenzstreitigkeiten mit den Indianern Vorwand genug geboten hätten. War es zuerst die Rücksichtnahme auf Napoleon, der sich schützend vor das schwache Spanien stellte, so hinderte in der

Folge der zweijährige Krieg mit England von 1812 bis 1814 eine Verfolgung der Floridapläne.

England hatte während des Krieges eine britische Garnison in Florida gehalten, die es nach dem Friedensschluß zurückzog. Damit war der Weg freigegeben, denn Spanien war bereits durch seine Kämpfe mit den Aufständischen in Mexiko und Südamerika über seine Kräfte in Anspruch genommen, so daß es einen Krieg mit den Vereinigten Staaten nicht wagen konnte. Diese hatten nun auch bald Gründe für ein bewaffnetes Vorgehen gefunden.

Auf der Insel Amelia an der Küste Floridas hatte sich eine Schar von Freibeutern festgesetzt, die von dort aus ihre Streifzüge unternahm. Washington sandte Truppen gegen sie und andere Flibustierbanden aus, da die spanische Macht ihrer nicht Herr werden konnte. Außerdem beauftragte der Kongreß den General Andrew Jackson, der bei New Orleans über die Engländer gesiegt hatte, die Indianer in Florida zu züchtigen.

Dorthin hatten sich im Jahre 1814 die Überreste der von Jackson vernichtend geschlagenen aufständischen Creek-Indianer geflüchtet. Auch zahlreiche entflozene Negersklaven hatten in Florida bei den Stämmen der Seminolen Zuflucht gefunden und unternahmen von dort aus Raub- und Rachezüge gegen die weißen Grenzsiedler in Georgia und Alabama.

Im Sommer 1817 häuften sich die Greuelthaten an der Grenze. Die Übergriffe und Schändlichkeiten Weißer vergaltten die Indianer mit Überfällen und Plünderungen. Die amerikanische Presse erhob ein ungeheures Geschrei und forderte energisches Eingreifen. Als General Gaines daraufhin am 21. November den Ort Fowltown niederbrennen ließ, erhoben sich die Indianer und machten am 30. November auf dem Apalachicola einen amerikanischen Transport nieder. Nun rückte General Jackson in das spanische Gebiet ein, der »erste Seminolenkrieg« begann, der hauptsächlich mit indianischen Verbündeten gegen die Indianer geführt wurde. Jackson bemächtigte sich der spanischen Forts und setzte überall

die spanischen Behörden ab. Obwohl die Regierung in Washington offiziell mit Jacksons Florida-Expedition nicht einverstanden war, ließ sie ihn doch gewähren.

Spanien selbst war wehrlos. In Südamerika machte die Revolution unter Bolivar und San Martin große Fortschritte, England suchte eine Verständigung mit den Vereinigten Staaten und trat nicht mehr für Spanien ein, so daß diesem nichts übrigblieb, als in eine Abtretung Floridas einzuwilligen.

Florida war nun der amerikanischen Einwanderung geöffnet, und wenn es auch noch so gefährlich war, so zogen doch bald viele entschlossene Ansiedler über die Grenze und ließen sich in diesem herrlichen Land, in dem der Sommer nie endet, nieder.

Die Indianer Floridas waren auf drei Seiten vom Meer eingeschlossen, während sie im Norden und Nordwesten von den nachrückenden Weißen bedrängt wurden. Immer enger wurde der Raum für ihre Jagdzüge und für ihr Wanderleben. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich in die undurchdringlichen Urwälder und endlosen Sümpfe Floridas zurückzuziehen oder aber Mais zu bauen und mit ihren weißen Nachbarn in friedlichen Verkehr zu treten.

Doch was nutzte ihnen ihre Friedfertigkeit? Immer mehr Siedler kamen unter dem Schutz von Soldaten herbeigezogen, gründeten Städte und legten Straßen an. Durch List, Betrug und Gewalt wurden sie ihres Eigentums beraubt. Alle Schandtaten weißer Halunken, und deren gab es an der Grenze übergenug, wurden ihnen aufgebürdet und zum Vorwand für neue Übergriffe genommen. Es gab kein Gesetz, das sie geschützt hätte.

So flackerte der Kleinkrieg an der Grenze immer wieder auf. Mit zäher Verbissenheit kämpfte der rote Mann einen aussichtslosen Kampf um seine Heimat. Der Vormarsch der weißen Rasse war nicht aufzuhalten. Florida war für den roten Mann verloren, nachdem höhere politische Rücksichten es 1819 geopfert hatten.

Immerhin sollte es aber noch ein Vierteljahrhundert dauern, bis die Bleichgesichter unbeschränkte Herren der Halbinsel wurden.

2. DER TOD DES ALTEN NORWOOD

Es war im Jahre 1823.

Nur wenige Meilen nördlich der Grenze Floridas, unweit der Stelle, wo sich der Flint River mit dem Chattahoochee River zum Apalachicolafluß vereinigen, und unweit der Straße, die von Tallahassee in Florida nach Fort Gaines in Georgia und weiter nach Montgomery in Alabama führt, stand in Georgia ein einsames Blockhaus. Es war kunstlos aus Baumstämmen errichtet, seine Dachschildeln waren verwittert und von der Sonne krummgezogen. Orangen und Zitronenbäume streckten ihre verschlungenen, jahraus, jahrein mit Blüten und Früchten übersäten Äste gleichsam schützend darüber hin.

Innerhalb der rohen, lückenhaften und vielfach vermoderten Einzäunung, die das alte Haus umgab, erhob sich auf einem kleinen Platz eine dichte Gruppe uralter Feigenbäume. Um ihre knorrigen Stämme schossen unzählige junge Sprößlinge üppig aus dem Boden und strebten zwischen dem schattigen Dunkel der riesigen Blätter hinauf ins Licht. Ununterbrochen hingen diese Bäume voll von überreifen, bis ins purpurrote Fleisch aufgeborstenen, süßen gelben Früchten. Zwischen ihren Wurzeln sprudelte eine Quelle mit kaltem, klarem Wasser hervor.

Rund um die Einzäunung dehnte sich der Urwald. Wohl sechzig Meter ragten aus ihm die höchsten seiner Bäume hervor. Ihre mächtigen Zweige verflochten sich ineinander, ihre Blüten spielten in den buntesten Farben.

Es war ein Frühlingsabend. Die Sonne war hinter dem unabsehbaren Wald versunken, und die glühende Farbenpracht um das Blockhaus verdunkelte sich rasch und schwamm mit den finsternen Schatten des nahen Forstes. Totenstille lag auf der Gegend.

Nur von Zeit zu Zeit drang aus dem Innern der Hütte ein schweres Stöhnen.

Auf der Veranda erschien mit lautlosem Schritt eine weibliche Gestalt und wandte sich nach dem Feigenbaum.

Die Frau mochte an die vierzig Jahre alt sein, aber ihre regelmäßigen Gesichtszüge und ihre schlanke Gestalt verrieten noch, wie schön sie in der Jugend gewesen sein mußte. Unbeweglich stand sie und lauschte, bis aus dem Blockhaus wieder das Stöhnen kam. Schnell glitt sie wieder hinein.

Die Nacht hatte sich über die Erde gelegt. Schwarz starrten die Umrisse der Baumriesen gegen den sternbesäten Himmel.

Das Mondlicht beleuchtete den kleinen Platz vor der Hütte, als die Indianerin herauskam und einige große Tierhäute unter einem der Orangenbäume ausbreitete. Bald darauf trug sie mit einem anderen Indianer einen alten Mann aus der Tür, den sie vorsichtig auf die Felle niederlegten. Ein großer alter Hund folgte ihnen und kauerte sich neben dem stöhnenden Kranken hin.

Der weißhaarige alte Mann war Thomas Norwood, der Eigentümer der kleinen Ansiedlung, die Indianerin war Onahee, die Schwester seiner vor vielen Jahren verstorbenen Frau, und der Indianer war Tallihadjo, das Haupt einer der mächtigsten Familien der Seminolen, der in der Nähe am Ocklockny River seinen Wohnsitz hatte.

Norwood zählte einige sechzig Jahre. Große Beschwerden und Entbehrungen hatten seine eiserne Gesundheit untergraben. Von irländischen Eltern in Virginia geboren, war er als junger Mann in die Wildnis gezogen und hatte sich nach langen Irrfahrten endlich hier an der Grenze des damals spanischen Florida niedergelassen.

Zu jener Zeit gab es hier noch keine Weißen. Die Wilden nahmen ihn freundlich auf, er wählte sich eine Frau unter ihnen und nahm ganz ihre Lebensweise an. Er lebte meist von der Jagd. Daneben baute er ein wenig Mais an und beschäftigte sich mit Vieh-

und Pferdezucht. Er besaß die edelsten Rosse und war ein gewaltiger Reiter gewesen. Bei den Indianern stand er in hohem Ansehen und wurde in wichtigen Angelegenheiten stets von ihnen um Rat gefragt.

Seit dem frühen Tod seiner Frau hatte Onahee bei ihm gelebt und für ihn gesorgt. Seinen einzigen Sohn Ralph hatte er damals als sechsjährigen Knaben nach Columbus gebracht, um ihn dort erziehen zu lassen. Er selber hatte längst verlernt, was er an Kenntnissen auf der Schule gesammelt hatte, und konnte kaum seinen Namen schreiben.

»Die Nachtluft tut mir wohl,« sagte der alte Norwood und schöpfte tief Atem. »Hoffentlich kommt Ralph nicht zu spät!«

Auch nach seiner Schulzeit in Columbus hatte Ralph Norwood es vorgezogen, dort oder in anderen Orten Georgias zu leben, weil es ihm hier an der Grenze zu einsam und zu langweilig war.

»Ich habe Tomorho auf meinem schnellsten Pferd nach Columbus geschickt,« beruhigte ihn der Indianer. »Ehe der Mond vor der Sonne erbleicht, wird er hier sein. Dein Sohn wird mit ihm kommen, um dich noch einmal zu sehen, bevor du zu deinen Vätern gehst. Denn die Hälfte des Blutes, das in seinem Herzen klopft, gehört unserem Volk an.«

»Ich fürchte, er wird nicht kommen,« seufzte der Alte. »Die Lustbarkeiten in den Städten haben sein Herz vom Haus seines Vaters abgewandt, und die Dinge, die er in der Schule gelernt hat, haben in seinen Augen die Heimat heruntergesetzt.«

»Er ist und bleibt ein Halbindianer und kann die Hälfte seines Herzens nicht vom Vater losreißen,« entgegnete Tallihadjo.

»Er ist auf bösen Wegen und in schlimmer Gesellschaft,« sagte der Alte leise und mühsam. »Er kommt nur noch hierher, um die besten Stiere und die edelsten Zuchtstuten nach den Städten zu treiben. Was tut er mit all dem Geld? Er soll spielen und viel bei Wettrennen und Hahnenkämpfen verlieren. Nun, er wird mich

bald nicht mehr zu fragen brauchen, um zu vergeuden, was ich in den vielen Jahren zusammengebracht habe.«

»Auch ich habe gehört, daß seine Freunde den Lasso um seines Pferdes Nacken hielten und ihm Feuerwasser zu trinken gaben, um ihn seines Eigentums zu berauben. Doch wenn erst das Blut seiner Mutter mächtiger in ihm wird, muß er die doppelten Zungen seiner falschen Freunde erkennen und sich von ihnen abwenden.«

»Ich selber habe ihn unter diese Menschen gebracht,« stöhnte der Alte. »Horcht! War das nicht ein Hufschlag?«

»Nein, eine reife Orange ist gefallen.«

»Eine Orange! Ja, wenn die Frucht überreif ist, fällt sie ab und gibt den jungen Sprößlingen Nahrung! Meine Fallzeit ist auch gekommen! Macht Licht, es wird so dunkel! . . . Luft, Luft!«

Die Indianer richteten den alten Mann auf.

Der Uhu oben auf dem Baum schüttelte sein Gefieder und lachte.

»Der Todesvogel!« flüsterte der Alte. »Bald wird er auf meinem Grabe sitzen! Macht Licht, es wird so dunkel!«

Onahee sprang auf, um eine Kienholzfackel zu holen. Tallihadjo stützte den Sterbenden.

»Ruhig, Tom! Ralph wird bald hier sein!«

»Ruhig werde ich bald sein! Führt meinen Sohn fort von den Weißen, nehmt ihn mit euch . . . !«

Abermals schrie der Uhu. Als Onahee, eine Fackel schwingend, vom Haus herbeieilte, schoß er von seinem Baum herab und rauschte, als wolle er nach dem Fackellicht stoßen, über sie dahin. Mit zornigem Knurren fuhr der alte Hund auf, und die Indianerin schlug mit der Fackel nach ihm.

»Wo bleibt das Licht? . . . Es ist so finster, so kalt . . . ! Ralph, warum . . . kommst . . . du . . . nicht?«

Der Kopf des Greises sank hintenüber, seine Augen starrten glanzlos in das Fackellicht. Thomas Norwood hatte aufgehört zu atmen. Schweigend beugten sich die Indianer über die Leiche.

Durch die stille Nacht erschallte der ferne Tritt flüchtiger Rosse. Tallihadjo richtete sich auf und lauschte.

»Sie kommen!« sagte er nach einer Weile. »Zu spät!«

Onahee hielt mit den Fingern ihrer Rechten die Augen des Toten geschlossen, mit der Linken bedeckte sie ihr Gesicht. So saß sie schluchzend da, während Tallihadjo die Fackel hoch hielt und wie eine Bildsäule neben ihr stand.

Näher und näher kam der Hufschlag, dann bogen nacheinander zwei Reiter in den Pfad: Ralph Norwood und Tomorho, der Sohn des Häuptlings.

Als Ralph die Gruppe bei dem Hause erblickte, warf er sich mit einem Aufschrei vom Pferde und stürzte neben dem Leichnam nieder.

»Tot!« stieß er hervor.

Tränen quollen ihm aus den Augen, erschüttert hockte er da.

»Warum hast du mir nicht gesagt, daß mein Vater im Sterben lag?« wandte sich Ralph in schmerzlicher Verzweiflung an Tomorho.

Der junge Seminole blickte ihn mit Vorwurf und Verachtung an.

»Ich habe es dir in die Ohren geschrien, aber das Feuerwasser hatte sie taub gemacht. Das Gold vor dir auf den Karten war dir lieber als dein Vater, der sterbend meine Zunge zu dir sandte, um dich zu rufen. Das Weib auf deinen Knien war stärker als der Teil deines Herzens, der uns Indianern gehört!«

Mit drohender Gebärde sprang Ralph auf.

»Du lügst! Und deine weisen Lehren brauche ich nicht!«

Aber Tallihadjo packte ihn am Arm und zwang ihn zu der Leiche seines Vaters zurück, die er mit der Fackel beleuchtete.

»Laß sehen, ob deiner Mutter Blut ganz in dir erstorben ist?! Der junge Panther klagt an der Leiche derer, die ihm das Leben gaben, die ihn nährten, als er schwach und hilflos war, die ihn in der Gefahr verteidigten und die ihn lehrten, sich den Unterhalt zu verschaffen! Fall nieder bei dem Körper deines Vaters, dessen Seele jetzt auf dich herabsieht, und laß in dich dringen, was er dir noch vor seinem Ende sagen wollte!«

Er stieß die Fackel in die Erde. Dann gab er Onahee und Tomorho einen Wink und eilte mit ihnen dem Wald zu, in dessen Dunkel sie rasch verschwanden.

Ralph war nun mit seinem toten Vater allein. Stumm und regungslos stand er da. Krampfhaft falteten sich seine Hände. Das Fackellicht huschte über die starren Züge. Nur Liebe und Nachsicht hatte der alte Mann für ihn gehabt. Und wie hatte er ihm gedankt?! Durch ein Leben voll Schwelgerei, Spiel und Liederlichkeit! Doch was nützten jetzt die Selbstanklagen? . . . Zu spät!

Die Flamme der Fackel begann zu erlöschen. Schwach und schwächer zuckte ihr Licht über den Verstorbenen. Ralph sank neben ihm in die Knie. Scham und Reue über sein wüstes Dasein ergriffen ihn. Gewissensbisse peinigten ihn.

Jählings fuhr Ralph aus seiner dumpfen Abgespanntheit auf. Er taumelte in wildem Schreck auf, riß sein Messer aus der Scheide und stierte um sich in die Schatten. Kalte Schauer rieselten ihm über den Rücken. Wer hatte ihn eben berührt? Seine Hand preßte den Griff des Messers.

Aber still und regungslos blieb alles um ihn. Nur der Schatten des Laubdaches zitterte mit den hellen Flecken des Mondlichts auf der Erde. So viel Mut und Entschlossenheit Ralph auch sonst besaß, diese unheimliche Einsamkeit und Verlassenheit war zu viel für ihn.

Er stürzte fort über den Platz nach seinem Pferde, das ruhig neben einem Granatgebüsch graste, schwang sich in den Sattel und sprengte davon. In wenigen Augenblicken hatte er die Straße

erreicht. Nun gab er die Zügel, drückte die Sporen in die Flanken und raste, nicht rechts, nicht links blickend, in wilder Hatz dahin, als habe er ein Gespenst im Nacken.

Die Vögel der Nacht schreckten schreiend und krächzend vor ihm auf. Wilde Tiere suchten geängstigt ihr Heil in der Flucht. So ritt er ohne Ziel und Besinnung, bis sein Pferd ermattet und schaumbedeckt stehenblieb. Weder Sporen noch Peitsche vermochten es weiter zu treiben.

3. DAS BEGRÄBNIS

Ralph Norwood lenkte sein Pferd in einen Seitenweg, der auf eine noch mehrere Meilen entfernte kleine Farm zulief. Ihr Besitzer, der alte Arnold, war mit seinem Vater befreundet gewesen. Bei ihm würde er Beistand finden.

»Mister Arnold, ich bin's . . . Ralph Norwood!«

»Mein Gott! Ralph?! Wieder einmal hier? Was gibt's denn?«

»Vater ist tot, und da . . .«

»Thomas Norwood tot? Ist's möglich? Kommen Sie rein! . . . Betsy, Frau! Der alte Tom ist tot!«

Arnold eilte ins Haus zurück und zog im Kamin einen Feuerbrand unter der Asche hervor, den er rasch zur Flamme anblies. Ralph folgte ihm ins Zimmer. Das auflodernde Feuer warf sein Licht auf ein bleiches verstörtes Gesicht, dessen Farbe auffallend gegen die breiten schwarzen Brauen und das schwarze straffe Haar abstach. Er stützte seine hohe kräftige Gestalt gegen das Gesims des Kamins und heftete seine kleinen grauen Augen auf die Flamme.

»Bei unserm Herrn Jesus!« rief Arnold. »Ralph, wie sehen Sie aus? Setzen Sie sich! . . . Mutter, reich mir doch mal die Whiskyflasche unterm Bett hervor!«

»Trinken Sie! Wird Ihnen helfen! Ist guter Irischer, den ich von Columbus mitbrachte. Tom tot! Kann es kaum glauben! War ihm zwar schon die ganze letzte Zeit nicht recht wohl und hat sich

lange nicht mehr bei uns sehen lassen . . . Wird ihn gefreut haben, daß Sie bei ihm waren, als es zu Ende ging . . . «

Ralph hatte einen Schluck aus dem Krug genommen.

»Ich kam zu spät, ich fand ihn tot!« sagte er dumpf.

»Armer Tom! Wie wird er nach Ihnen gejammert haben! Sie waren sein Ein und Alles! Ihr Vater hat Ihnen den Weg in die Zukunft gebahnt,« sagte Arnold. »Sie haben reiche Ländereien, das schönste Vieh und genug bares Geld! Richten Sie Ihre Felder ein, Ralph! Bauen Sie Baumwolle. Mein Sohn Frank hat sich auch unten am Fluß eine Plantage gegründet, hat fleißig gearbeitet und sich vor kurzem schon drei Neger kaufen können. Nun geht es rasch mit ihm vorwärts! Wenn mich nicht alles täuscht, so kommt er dort übrigens!«

Tatsächlich war der Reiter, der so spät noch angetrabt kam, der junge Arnold. Herzlich begrüßte er die Eltern, freundlich Ralph, den er seit langem nicht mehr gesehen hatte.

Frank war nicht ganz so groß wie Ralph, seine kräftige Gestalt war untersetzter. Schwarze Locken fielen in seine hohe Stirn. Aus seinen klaren braunen Augen sprach Sauberkeit, Ehrlichkeit und Furchtlosigkeit, um den jungen Mund lag ein Zug von Entschlossenheit und zäher Willenskraft. Umwelt und Erziehung hatten seine natürlichen Anlagen ganz anders entwickelt und ausgebildet als bei Ralph.

Norwood hatte früh die Mutter verloren und wurde von fremden Leuten erzogen, die ihn lieblos behandelten. Das machte ihn zum Egoisten. Da der Vater ihm alle Wünsche erfüllte, spürte er nie den Drang, sich durch Arbeit und Schaffen etwas zu erwerben. So lernte er den Wert des Geldes nie kennen, wurde verschwenderisch und habsüchtig zugleich. Um seinen stets offenen Geldbeutel drängten sich in Columbus allerlei Freunde. Seine Bedürfnisse wuchsen, je toller sein Lebenswandel wurde, und der Vater war zu schwach, ihm entgegenzutreten, als er zuerst heimlich und dann offen Tiere aus den Herden des alten Norwood verkaufte, um sich

Geld zu beschaffen. Ralph ging in keine Kirche und gebetet hatte er niemals. Wenn er an einen Gott glaubte, so dachte er nicht an ihn.

Unter den liebevollen und doch strengen Händen von Vater und Mutter war im Gegensatz dazu Frank herangewachsen. Arbeiten und Schaffen war seine Freude, Müßiggang war ihm ein Greuel. Für wüste Gelage und Spiel hatte er nichts übrig. Er war gerade, offen und ehrlich, er dachte und handelte wie ein Christ.

Der plötzliche Tod des alten Norwood erfüllte Frank mit aufrichtigem Leid. Er hatte Ralphs bisherige Lebensweise verurteilt, aber jetzt sah er nur den herben Schmerz des ihm Gleichaltrigen und kam ihm mit aller Freundschaft entgegen. Wenn Ralph sich nun auf seinem Eigentum niederlassen wolle, so würde er ihn gern nach Kräften mit Rat und Tat unterstützen. Er solle es machen, wie er selber, und sich eine Frau suchen.

Frank erzählte, wie er sich vor einigen Monaten in Baltimore eine Braut erwählt habe, die Tochter eines Bankpräsidenten. Er hatte sie kennengelernt, als er dort für den Vater eine eiserne Mahl- und Schneidemühle einkaufte. Im kommenden Frühjahr wolle er heiraten, dann werde er Eleanor von Baltimore heimholen.

Die Teilnahme dieser aufrichtigen Menschen tat Ralph unendlich wohl. Eine nie gekannte Ruhe und Zufriedenheit überkam ihn. Mit Abscheu und Reue blickte er auf sein vergangenes Leben zurück, und fest nahm er sich in dieser Stunde vor, es solle von nun ab anders mit ihm werden.

Frank lud ihn ein, auch einige Tage bei ihm zuzubringen, bevor er auf die eigene Besorgung zöge. Sie würden zusammen auf die Jagd und zum Fischfang gehen. Schon morgen wolle er ihn abholen, um ihm die Weideplätze seiner Herden in den Wäldern zu zeigen. Auch erbot er sich, Ralph beim Brennen der Kälber mit seinem Zeichen behilflich zu sein.

Es war schon spät, als man sich trennte. Frank ritt davon, Ralph bekam einen Bretterverschlag an der Rückseite des Blockhauses als Schlafraum angewiesen.

4. IM DORF DER SEMINOLEN

Still und klar lag das Mondlicht auf Berg und Tal. Leise zog die kühle Nachtluft durch die Wälder und kräuselte das üppige Laub. Auch in den Orangenbäumen vor Norwoods Blockhaus rauschte der spielende Wind. Er wehte um die Magnolie über des alten Mannes Grab und nahm den Duft der weißen Riesenblumen mit sich.

Neben dem Grabhügel knieten drei Menschen um ein kleines, stark rauchendes Kohlenfeuer und murmelten leise Worte: Tallihadjo, Onahee und Tomorho.

»Unser weißer Bruder ist glücklich und empfängt mit Freude den süßen Duft, den wir ihm senden,« sagte der Häuptling. »Er blickt mit Dank auf uns herab und wird die roten Kinder ewig lieben!«

»Du mußt Ralph aufsuchen,« wandte sich Tallihadjo zu seinem Sohn. »Geh und such seine Spur, und wenn du weißt, wo er weilt, bring mir die Nachricht! Seines Vaters letzte Bitte an mich war, über ihn zu wachen!«

Als sie mit dem Pfad die Landstraße erreichten, trennten sie sich. Tomorho schlug die Straße nach Norden zu ein, Tallihadjo verschwand bald mit Onahee auf einem kaum erkennbaren Weg im dichten Walde, auf dem sie dem Lager ihres Stammes zueilten.

Dieses befand sich nur sechs Meilen von Norwoods Niederlassung entfernt am westlichen Ufer des Ocklockny River. Tallihadjo nannte einen bedeutenden Strich Landes in der Umgegend seinen Jagdgrund und sein Eigentum, und noch war er unbestritten in diesem Besitz, noch war es keinem weißen Siedler eingefallen, sich einfach darauf niederzulassen und Felder anzulegen, denn noch traute sich niemand so weit in die Wildnis vor.

Tallihadjos Stamm, einst zahlreich und mächtig, war jetzt nur noch einige hundert Krieger stark. Er lebte wie die meisten Stämme der Seminolen familienweise in hölzernen, mit Tierhäuten bedeckten Hütten und längst nicht mehr in Lederzelten, die dem früheren Wanderleben entsprochen hatten.

Wohl war die Jagd noch die Hauptbeschäftigung dieser Indianer, aber ihre Streifzüge wurden mehr und mehr durch die Ansiedlungen der Weißen und Gebietsstreitigkeiten untereinander eingeschränkt und dauerten nicht mehr Monate, sondern nur noch Tage.

Je weniger Ertrag die Jagd bot, um so mehr wandten sich die friedlichen Stämme nun der Vieh- und Pferdezucht zu. Und weil sie ihre einfache Lebensweise beibehielten, mehrte sich ihr Wohlstand, aber damit auch die Habgier ihrer weißen Nachbarn, die mit allen Mitteln die Wilden zu übervorteilen und zu betrügen suchten. Man nötigte ihnen im Tauschhandel wertloses Zeug zu übertriebenen Preisen auf, und man führte vor allem den Branntwein unter ihnen ein, um sie der klaren Überlegung zu berauben und aus ihrer Verdorbenheit Nutzen zu ziehen.

Der Mond versank hinter den unabsehbaren Wäldern an der Nordgrenze Floridas, als der Häuptling mit Onahee seine Hütte erreichte. Auf dem Feuerplatz davor lag ein glühender Baumstamm, an dem die Flamme erstorben war. Um ihn herum ruhte Tallihadjos Familie: Satochee, seine Frau, deren zwei Söhne und zwei Töchter im Alter von zwei bis acht Jahren und noch sechs andere Frauen, die Dienerinnen und Arbeiterinnen waren. Des Häuptlings älterer Sohn, der sechzehnjährige Tomorho, stammte von seiner ersten Frau, die schon früh gestorben war. Auch einige zwanzig Neger, Männer, Frauen und Kinder, lagen unweit des Feuerplatzes in tiefstem Schlaf.

Viele Hunde sprangen ihrem Herrn freudig kläffend entgegen und umdrängten ihn schmeichelnd. Satochee erwachte und bewillkommnete den Gatten.

»Hast du die Seele des Toten mit süßem Rauch erfreut? Er war eines der wenigen Bleichgesichter, die es ehrlich mit uns meinen.«

»Ich kenne nur noch zwei hier in unserer Nähe,« sagte der Häuptling gedankenvoll. »Den alten Arnold und seinen Sohn. Er kam in unser Land, bald nachdem Tom mit uns die Friedenspfeife geraucht hatte. Damals stillte der Büffel noch im Sommer an den klaren Quellen der blauen Berge Virginias seinen Durst und labte sich im Winter an dem saftigen Gras Floridas. Damals jagten unsere Väter noch an den felsigen Ufern des Ohio den Bären, und in Florida wurden nur ihre Stimmen gehört . . . «

»Beide kamen und baten um unsere Freundschaft und gaben uns dafür die ihre.«

»Die anderen Bleichgesichter kamen mit dem Donner in der Hand und schleuderten ihre Blitze. Sie brachten Feuerwasser und Krankheiten. Der Große Geist hat unserm Volk den Weg, den die Sonne zieht, abgeschnitten, und so muß es hier zugrunde gehen. Schritt für Schritt wird es in die Sümpfe dieses Landes zusammengedrängt. Der Zorn des Großen Geistes liegt auf uns, wir werden täglich weniger, und die Weißen mehren sich wie die Heuschrecken. Bald wird kein Seminole mehr sagen können, daß dieses Land seinem Volk gehört hat, keiner wird mehr von den Siegen seiner Väter über ihre Feinde erzählen können. Der Pflug der Bleichgesichter wird die Gräber der Seminolen aufwühlen, und zwischen ihren Gebeinen wird Mais und Baumwolle wachsen.«

Als sie zum Lager zurückkehrten, hatten die Frauen das Frühstück aus unreifem, in Wasser abgekochtem Mais und geröstetem Hirschfleisch bereitet. Vor den nicht weit entfernten Hütten der übrigen Familien von Tallihadjos Stamm rüsteten sich die Männer zur Jagd. Zu Fuß und zu Pferde, teils mit Büchsen, teils mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, zogen sie, von einer Menge Hunde umschwärmt, dem Fluß zu, durchschritten ihn auf einer seichten Furt und verschwanden jenseits im hohen Walde.

Tallihadjo wies seinen Negern Arbeit an. Einige schickte er zum Angeln an den Fluß, andere mußten Feuerholz besorgen. Er selber setzte sich vor den Eingang seiner Hütte und versah den Hahn seiner Büchse mit einem neuen Feuerstein.

Am nächsten Tag kehrte Tomorho zurück und berichtete, daß Ralph Norwood beim alten Arnold wohne und in Kürze auf sein Eigentum ziehen wolle, um dort Mais und Baumwolle zu bauen.

»Möge der Große Geist ihn in seinem Vorsatz bestärken und die falschen Zungen der Bleichgesichter von ihm fernhalten,« sagte Tallihadjo erfreut. »Dann wird das Indianerblut in seinen Adern sein Herz stark machen, und er wird uns die Freundschaft seines Vaters ersetzen! Möge sein Leben froh und heiter werden wie der schäumende Bach der Gebirge, wenn er das Tal erreicht und zwischen den duftenden bunten Blumen der Prärie ruhig dahinfließt.«

5. ZWIELICHTIGE GESELLEN

Ungefähr sechs Meilen nördlich von Arnolds Niederlassung befand sich ein Settlement, das als Grundlage für eine neue Stadt errichtet war. Der Mittelpunkt war das Gerichtshaus des County, in der Nähe lagen einige Trinkbuden, ein Gasthaus, mehrere Kaufläden und die Geschäftsräume von Advokaten und einem Arzt. Auch eine Schmiede war dort, eine Schneiderei und eine Schusterei.

Nur um das Gerichtsgebäude gab es einen breiten Platz, der von Buschwerk und Gestein befreit war. Straßen gab es noch nicht, die Wege waren hin und her von Haus zu Haus getreten

und kreuzten sich nach allen Richtungen, während zwischen ihnen Buschwerk, Unkraut und Gras wucherten. Vor einer der Kneipen, die am Platz um das Gerichtsgebäude lagen, saßen eines Vormittags unter einer hohen Baumgruppe mehrere Männer in eifrigem Gespräch. Sie blickten einem Fremden nach, der eine Satteltasche auf dem Arm, eben in ein Blockhaus eingetreten war, über dem ein großes Schild mit dem Namen John Behrend leuchtete.

»Das war doch Ralph Norwood? Und so ehrbar, als habe er nie eine Karte in der Hand gehabt und nicht die besten Pferde seines Alten verspielt!« sagte ein schwarzhaariger großer Mann von schmächtigem Wuchs und bleicher, verlebter Gesichtsfarbe.

Sein Hut war zerdrückt, sein schwarzer Frack abgetragen und an den Ellbogen durchlöchert, aber beides war städtischer Herkunft und deutete ebenso wie die seidene Halsbinde auf bessere Tage. Sonst trug er derbe Grenzerkleidung. Aus dem Gürtel sah der silberbeschlagene Griff eines mächtigen Schlachtmessers drohend hervor. Soubletts Name wurde von vielen nur mit einer gewissen Scheu, ja mit Furcht genannt. Mit ihm war der Gedanke an eine pfeifende Kugel, an eine blitzende Klinge oder eine lodernde Flamme auf dem Dach verbunden.

»Jawohl, der wirkliche Ralph!« bestätigte ein anderer und spuckte treffsicher nach einer schillernden Fliege. »Ein Kater, den man nicht ohne Handschuhe anfassen darf. Ich kenne ihn von Columbus her.«

»Sein Alter ist abgekratzt, jetzt braucht er ihm keine Pferde mehr zu stehlen,« grinste ein dritter. »Der junge Herr hat sicher den Beutel voll Geld. Sicher will er bei Behrend kassieren, denn der hat immer für den alten Norwood die Außenstände in der Umgegend eingezogen.«

Soublett zwinkerte dem vierten am Tisch, einem stutzerhaft gekleideten jungen Mann zu und winkte ihn auf die Seite. »Garrett, das wär' doch was für uns! Vielleicht lohnt es sich, Ralph Norwood anzuzapfen. Geht zu Behrend hinüber, macht Euch mit Norwood

bekannt und ladet ihn zu einem Trunk ein! Ihr könnt das besser als ich, denn Ihr habt so etwas an Euch, was man in New York anständig nennt. Verdammt, bildet Euch nicht ein, ich möchte auch so aussehen wie ein angezogener Affe! Habe auch mal Manschetten getragen und könnte es heute noch! Also versucht, was Ihr könnt! Wenn's ans Rupfen geht, sollt Ihr auch eine Karte haben!«

Garrett lächelte nur spöttisch. Er zupfte sich den Hemdkragen zurecht und spazierte dann, eine Zigarre im Mund, ein Stöckchen hinter dem Rücken wirbelnd, über den Platz zu Behrends Laden.

Als er in das geräumige Blockhaus eintrat, strich Ralph Norwood eben eine große Menge Goldstücke ein, die auf dem Ladentisch aufgezählt waren. Er war nach dem Settlement gekommen, um zwei der Schuldscheine, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, einzukassieren, da ihre Verfallzeit nahte. Frau Arnold hatte ihn gebeten, eine Anzahl Kleinigkeiten für ihren Haushalt mitzubringen, und so war er mit dem Neger Bob und einem Packtier in der Frühe losgeritten. Bob mit den Tieren hatte er im Gasthaus zurückgelassen, während er den Kaufmann aufsuchte.

Garrett beachtete Ralph scheinbar gar nicht, sondern wandte sich gleich dem Zaum- und Sattelzeug zu, das an einer Wand aufgehangen war. Er griff sich einen Zügel und hielt ihn dem Kaufmann hin.

»Was kostet das, Mister Behrend?«

»Fünf Dollar!«

»Was? So teuer?«

»Das ist allerdings viel Geld,« mischte sich Ralph ein. »In Columbus kriege ich so einen Zaum für einen Dollar!«

»Wir sind hier auch an der Grenze,« wandte Behrend ein. »Ich habe bedeutende Unkosten. Vier Dollars ist das Äußerste.«

»Tut mir leid, dann warte ich bis Columbus,« sagte Garrett und fügte für Ralph hinzu. »Ich bin auf dem Wege dorthin. Verzeihen Sie, aber Sie sind dort wohl bekannt?«

Ralph nickte.

»Vielleicht können Sie mir ein anständiges Hotel dort empfehlen?« Garrett stellte sich mit einer höflichen Verbeugung vor. Auch Ralph nannte seinen Namen.

»Bitte, halten Sie mich nicht für aufdringlich,« sagte Garrett artig. »Aber ich bin noch nicht lange in diesem Lande. Würden Sie mir das Vergnügen machen und ein Glas Wein mit mir trinken?«

»Auch ohnedem würde ich Ihnen das Adlerhotel als bestes Gasthaus in Columbus empfohlen haben! Aber ich nehme Ihre Einladung an, Mister Garrett!« Ralph wandte sich an Behrend. »Nach Tisch bin ich wieder hier! Inzwischen packen Sie mir alles zusammen, was da auf meinem Wunschzettel steht!«

Der Kaufmann versicherte, daß alles bestens besorgt werden würde.

Garrett führte Ralph über den Platz nach dem Trinkhaus. Soublett und seine Zechgenossen hatten sich inzwischen ins Innere verzogen und standen vor der Bar, wo sie sich selber aus Karaffen mit Whisky, Kognak und Genever bedienten. Vor der offenen Tür zog Garrett den Hut vor Ralph und forderte ihn mit einer Verneigung auf, zuerst einzutreten. »Man merkt wirklich, daß Sie noch nicht lange hier im Lande sind!« lachte Ralph und schob Garrett ins Haus. »Diese Höflichkeiten werden Sie bald genug verlernen!«

»Ja, und seine Manschetten wird er bald genug in den Urwäldern hängen lassen!« empfing Soublett die beiden. »Mister Garrett ist noch ganz grün und hat den Kopf voll von den Torheiten des Broadway!«

Die Männer traten zur Seite, um den beiden Platz an der Bar zu machen. Garrett mischte aus Portwein, Wasser und Zucker ein Getränk und reichte Ralph das Glas mit den Worten:

»*Your good health, Sir!*« Beide leerten ihre Gläser. Garrett bot Ralph eine Zigarre an.

»Mister Soublett hat recht,« sagte er lächelnd. »Der Reiz des Abenteuers lockte mich von New York hierher an die Grenze. Aber

ich habe schon festgestellt, daß ich weniger Geschick habe, Axt und Büchse zu führen als die Feder, und möchte mich darum in Columbus nach einer passenden Stelle umsehen.«

»Leute von Ihrer Bildung und mit den Erfahrungen des New Yorker Weltgeschäfts sind dort gesucht,« meinte Ralph Norwood. »Doch bitte ich, mich jetzt zu entschuldigen, ich habe noch einige Besorgungen! Vielleicht sehen wir uns zum Mittagessen bei Dennis?«

»Sehr gern!« versicherte Garrett.

Mit einem Gruß verließ Ralph die Kneipe.

»Wie ist's? Hat er Geld bei sich?« fragte Soublett leise.

»Ich sah ihn bei Behrend einige Hände voll Gold in die Taschen stecken,« antwortete Garrett ebenso.

»Wir müssen ihn zum Abend hierbehalten!« erklärte Soublett.

»Unsere Taschen haben die Auszehrung, und wer weiß, wann sich wieder so eine Gelegenheit zum Verdienst findet! Ihr müßt ihm beim Essen zutrinken, und nach Tisch schlägt ihm ein Spiel um eine Pulle alten Madeira vor! Hat er erst mal die Karten in der Hand, so ist er unser!«

Wie die meisten anderen Gebäude des Settlements bestand das Gasthaus von Dennis, in dem Ralph seine Pferde untergestellt hatte, aus einem doppelten Blockhaus, zwischen dessen zwei Räumen sich ein weiter offener Durchgang befand, den das gemeinschaftliche Dach vor Regen und Sonnenschein schützte.

Der eine Raum des Blockhauses selbst war die Wohnung des Wirtes und seiner Familie, der andere enthielt acht Betten in zwei Reihen, so daß sechzehn Fremde darin übernachten konnten.

Dennis war ein freundlicher, immer gefälliger Mann, der stets eine heitere lächelnde Miene zur Schau trug. Über seine Vergangenheit aber gingen allerlei Gerüchte. Man munkelte, er habe früher in Philadelphia ein Gasthaus gehabt und bei Nacht und Nebel verschwinden müssen, nachdem in seinem Hotel sehr plötzlich ein Reisender, der viel Geld bei sich gehabt hatte, gestorben war,

ohne genug für die Unkosten seines Begräbnisses zu hinterlassen. Jedenfalls konnte sich im Settlement niemand über Dennis beschweren, und seine Frau fand nur Lob wegen ihrer schmackhaften Küche.

Nachdem sich Garrett und Soublett von ihren Zechgenossen freigemacht hatten, ließen sie sich auf Dennis' Veranda nieder. Soublett füllte sich seine kurze Pfeife mit Tabak.

»Verdammt, wir müssen Norwoods Geld haben! Unser Kredit hier geht zu Ende. Nur aus Furcht gibt man uns noch zu trinken.«

»Bin das Leben hier auch satt!« stimmte Garrett zu. »Die Kerle sind scharf wie die Rasiermesser in diesem Nest. Sie drehen eine Banknote fünfzigmal in den Fingern herum, ob sie nicht falsch ist, und bei jedem Goldstück haben sie gleich den Probierstein! Ein Talent muß hier zugrunde gehen!«

»Wir müssen Norwood zur Nacht hierhalten! Wie wäre es, wenn wir seinem Gaul eine Stecknadel in die Köte bohren, so daß er auf drei Beinen stünde?«

»Pssst!« machte Garrett. »Habt Ihr nichts gehört?«

Er blickte sich um, aber auf der Veranda blieb alles still. »Norwood ist kein Greenhorn und möchte die Nadel finden,« flüsterte er. »Lieber gieße ich ihm etwas Opium in den Wein, und wenn er einschläft, bringen wir ihn ins Bett. Erwacht er dann morgen ohne Geld, so fällt der Verdacht auf Dennis. Ist ja bekannt, daß die Luft im Hause Old Denns an den Taschen zehrt.«

Soublett mußte Garretts Vorschlag beistimmen. Während die beiden noch Rat hielten, trat der dicke Wirt auf die Veranda.

»Die Herren reiten ja gar nicht mehr auf die Jagd,« sagte er mit einer höflichen Verbeugung. »Ein Hirsch oder ein paar Truthähne würden mir recht willkommen sein!«

»Ich hab heut keine Lust, auf die Jagd zu gehen,« brummte Soublett. »Vielleicht fang ich am Abend ein paar Fische.«

»Meine Kugeln finden immer zuviel Platz neben dem Wild,« winkte Garrett ab. »Aber ich will den irischen John aufsuchen, damit er für Sie einen Hirsch heranschafft!«

»Die Mühe brauchen Sie sich nicht zu machen,« sagte Dennis zuvorkommend. »John spricht sicher bei mir vor, wenn er im Ort ist.«

Der Wirt verschwand wieder.

»Das sah ja gerade so aus, als ob der Gauner uns aus dem Weg haben wollte! Irgendwie hat er Wind von Norwoods Geld bekommen und will seine feisten Finger danach ausstrecken! Wird aber nichts draus, Old Denn! Besorgen wir ohne dich!« höhnte Soublett.

Ralph hatte seine Besorgungen beendet und begab sich in den Hofraum hinter dem Wirtshaus, wo er den Neger Bob vor dem Stall antraf. Er schickte ihn fort, schon einen Teil der besorgten Gegenstände zu holen, damit sie bald nach Tisch nach Hause reiten könnten.

Bald darauf trat ein Negermädchen mit einer großen Metallglocke auf die Veranda und zeigte den Beginn des Mittagessens an. Von allen Seiten kamen die Leute der Siedlung, die regelmäßig ihre Mahlzeiten im Wirtshaus einnahmen. Auch Ralph ging mit Garrett und Soublett in den Speisesaal, der sich rasch füllte. Sie nahmen am Tisch Platz.

Nach dem Ende der Mahlzeit verließen die Stammgäste nach und nach die Tafel, um ihren Geschäften nachzugehen. Nur Ralph, Garrett und Soublett blieben noch sitzen. Garrett rühmte einen alten Madeira, den Behrend auf Lager habe, und schlug Ralph vor, einige Flaschen davon holen zu lassen und dann darum zu spielen, wer von ihnen sie bezahlen solle. Ralph befahl dem Negerburschen, der bei Tisch bediente, den Wein auf seine Rechnung bei Behrend zu kaufen. Der Sklave eilte davon. Doch Garrett erhob

dagegen Einspruch. Er warf ein Spiel Karten auf den Tisch. »Nehmen Sie ab, Mister Norwood, und lassen Sie das Glück entscheiden, wer von uns zu bezahlen hat! Ich kann unmöglich zugeben, daß Sie die Rechnung begleichen!«

»Wenn Sie das durchaus nicht wollen, so lassen Sie uns jeden die Hälfte tragen,« sagte Ralph und schob die Karten von sich.

»Dann lassen Sie mich wenigstens um Ihren Anteil spielen,« mischte sich jetzt Soublett ein und nahm die Karten auf. »So erhalte ich wenigstens ein Recht, mitzutrinken!«

»Wenn es Mister Norwood nicht langweilt, zuzuschauen?« fragte Garrett.

Ralph hatte einen Schlußstrich unter sein bisheriges wildes Leben gemacht. Noch nie hatte er sich so zufrieden gefühlt, wie in dem einfachen häuslichen Kreise der Arnolds, bei der Arbeit auf Feld und Weide, beim Fischen und Jagen mit Frank, mit dem er sich rasch angefreundet hatte. Nein, er wollte mit Leuten vom Schlage Garretts nichts mehr zu tun haben, er wollte sich sein Leben ebenso aufbauen wie Arnolds.

Diesen Vorsatz erneuerte er. Innerlich seltsam bewegt, begrüßte er bei seiner Heimkehr die beiden alten Leute.

6. AM BERATUNGSFEUER

Der Abend hatte sich über die Erde gelegt. Die Sonne war versunken, und der Himmel im Westen glühte über dem dunklen Wald in den prächtigsten Farben. Tallihadjo saß mit zusammengezogenen Brauen am Eingang seiner Hütte und blickte finster vor sich hin. Im Kreise vor ihm hockten mehrere Seminolen und Creek. Der Staub auf ihren Körpern verriet, daß sie einen langen Ritt hinter sich hatten. Tallihadjo brach das Schweigen:

»Die Kunde, daß die Bleichgesichter unser Volk von allen Seiten her bedrängen und ihm das Land rauben, ist alt, und ebenso wenig neu ist euer Begeh, daß Tallihadjo euch gegen unsere Feinde führen soll. Aber noch ist die Zeit nicht gekommen, das Kriegsroß

zu besteigen. Noch geben die Wälder, Prärien und Gewässer Floridas euch allen hinreichend Nahrung, um den Hunger zu stillen. Wenn aber die Zeit gekommen ist, wenn das kleine Stück Land, das euch die Weißen gelassen haben, euch nicht mehr ernähren kann, wenn eure Herden verkümmern, und wenn ihr zu sterben bereit seid, dann ruft Tallihadjo euch zum Kampf!«

Wieder folgte eine lange Pause des Schweigens, bevor einer der Seminolen das Wort nahm:

»Wo die Meereswoge auf dem Withlacocheefluß weit in unser Land rollt und das Gras des Ufers salzt, damit unsere Herden fett werden, da haben die Bleichgesichter große Wigwams aufgeschlagen, fahren mit geflügelten Kanus auf dem Strome und berauben unsere Herden am Ufer. Sie haben uns in unseren Lagern überfallen, als wir bei hellen Feuern schliefen, ihre Kugeln unter uns geschleudert und unsere Weiber, Kinder und Greise gemordet. Tonkabor, unser Häuptling, schickt mich, um Tallihadjo zu sagen, daß er ihm mit allen Kriegern zur Schlacht folgen würde.«

»Sag Tonkabor, er solle die gesalzenen Ufer des Withlacochee verlassen und solle seine Herden nach dessen klaren Quellen treiben, um dort im kühlen Schatten der Wälder seine Zelte aufzuschlagen,« erwiderte Tallihadjo. »Wenn er von da aus die Axt der bleichen Männer hört, wird er auch Tallihadjos Kriegsgeschrei vernehmen!«

Nun erhob sich einer der Creek:

»Kajukee, der alte Häuptling der Creek, der einzige, der mit seinem mächtigen Stamm den Weißen in Georgia getrotzt und sich in die Okefinokeesümpfe zurückgezogen hat, läßt Tallihadjo, seinem Vetter, sagen, daß er ihm mit zweihundert tapferen Kriegern zu Hilfe kommen würde, wenn er die Seminolen gegen die Weißen führen wolle. Diese haben seinem Volk alles genommen, bis auf die unwegsamen Moräste, in denen es verschwinden muß wie der Büffel von der Erde. Die Herzen der Creek sind noch groß und dürsten nach dem Blut der weißen Brut!«

»Sag Kajukee, wenn die Seminolen erst so viel verloren haben würden wie die Creek, wenn das Leben in den finsternen Wäldern und bodenlosen Sümpfen ihnen zur Last geworden wäre, dann würde Tallihadjo ihnen den Weg zu den schönen ewigen Jagdgründen ihrer Väter zeigen, und sein Herz würde freudig schlagen, wenn ihn die Creek dahin begleiten wollten.«

So sprach Tallihadjo. Noch ähnliche Klagen und Hilferufe mußte er hören. Allen Abgesandten gab er die Antwort, daß die Zeit des Kampfes noch nicht gekommen wäre. Als die Beratung zu Ende war, erhob er sich, führte die Gäste zum Lagerfeuer und ließ sie dort auf weichen Häuten Platz nehmen.

Nur Tallihadjo saß auf einer Pantherhaut vor seiner Hütte und konnte keinen Schlaf finden. Kein Zug in seinem Gesicht verriet, was in ihm vorging. Starr saß er, nur in seinen Augen spiegelte sich funkelnd die Glut des Lagerfeuers. Sein Innerstes empörte sich gegen das unabwendbare Schicksal seines Volkes. Gab es denn keine Rettung vor der weißen Flut?

»Warum hast du den Häuptlingen deine Hilfe verweigert?« fragte eine Stimme hinter ihm.

Im dunklen Eingang der Hütte stand Onahee.

»Dein Auge erkennt nur den Wind, der das Laub von den Bäumen reißt, sieht aber nicht den Orkan nahen, der die Wälder mit ihren Wurzeln gegen den Himmel kehrt,« sagte Tallihadjo, ohne sich umzuwenden. »Der Verlust der Blätter ist hart, Onahee, doch ersetzbar, die Entwurzelung aber ist der Tod! Wer ein leichtes Obdach gegen den Orkan sucht, wird untergehen. Davor suche ich mein Volk zu schützen. Noch ist es nicht an der Zeit, daß mein Kriegsruf erschallt.«

»Ist es des Unrechts noch nicht genug geschehen? Sind noch nicht genug unserer Brüder verstümmelt und gemordet, noch nicht genug unserer Schwestern mißhandelt und geschändet? Wann wird das Maß der Bleichgesichter voll sein?«

»Noch haben Verlust und Schmach nur die Stämme der Seminolen betroffen, die an den Grenzen wohnen. Im Innern freut man sich an Spiel und Tanz. Unser Volk wird erst einig sein, wenn alle nichts mehr zu verlieren haben. Dann ist die Zeit gekommen, uns mit Schrecken und Tod einen Weg zu bahnen zu unseren Brüdern im freien Westen oder unterzugehen . . . «

Nach langem Schweigen blickte der Häuptling auf und zeigte mit der Hand dorthin.

»Wie der Große Geist die Wolken dort zusammenzieht und die Blitze mit dem Sturm langsam zu uns heraufsendet, so sollen die Seminolen ihren Zorn sammeln, bis sie, von Verzweiflung getrieben, sich auf die weiße Brut stürzen und sie vernichten. Mein Herz blutet wie das deine, Onahee! Ich möchte das Elend jedes einzelnen rächen, aber ich gehöre nicht den einzelnen, sondern dem ganzen Volk! Mit ihm will ich frei werden oder in die ewigen Jagdgründe unserer Väter eingehen! Aber laß deine Zunge nie sagen, was dein Ohr jetzt von Tallihadjos Mund gehört hat! Laß jetzt den Schlaf den Kummer von deinem Herzen nehmen!«

Schweigend trat Onahee in die Hütte zurück. Der Häuptling aber begab sich nach dem Lagerfeuer und legte sich behutsam zwischen Frau und Kindern nieder.

7. KRIEGSGEFAHR

Auf das Betreiben von Worth wurden im westlichen Florida große Versammlungen der weißen Siedler abgehalten, in denen man den Vorfall von Tallahassee leidenschaftlich besprach. Man rief zu den Waffen, um Tallihadjo zu züchtigen. Viele hielten die Gelegenheit für günstig, den Häuptling von seinem Grund und Boden zu vertreiben und die Grenze der Weißen weiter in das Gebiet der Indianer vorzuschieben. Sie hofften, dabei selber für sich ein gutes Stück Land zu erobern.

Auch nach Georgia drangen die Gerüchte von feindseligen Vorbereitungen gegen Tallihadjo, fanden dort aber eine ganz andere

Stimmung als in Florida. Die Grenzbewohner Georgias lebten mit dem Häuptling in besonders freundlichen Beziehungen, da er es seit jeher gewesen war, der in den Streitigkeiten der Indianer und Siedler vermittelt und manchen Weißen vor der grausamen Rache der Wilden bewahrt hatte. Nach dem letzten Feldzug unter Jackson war nach jahrelanger Unruhe und steter Gefahr ein Zustand friedlichen Verkehrs und Handels eingetreten, um so größer waren Unmut und Besorgnis über die Absichten der Floridaner.

Der alte Arnold tat sofort alles, um diesen Kriegszug zu verhindern. Nicht allein aus persönlicher Zuneigung zu Tallihadjo, sondern auch weil er dessen Einfluß auf die anderen Stämme kannte und ihm einen Bürgen für Ruhe und Ordnung an der Grenze sah. Mit seinem Sohn Frank und mit Ralph Norwood ritt er von Pflanzer zu Pflanzer und sammelte Unterschriften für einen gemeinsamen Protest gegen einen Krieg mit Tallihadjo.

In wenigen Tagen hatten sie über hundert Unterschriften beisammen, durch die sich die Unterzeichneten verbindlich machten, selbst mit Waffengewalt ein Vorgehen gegen den Häuptling zurückzuweisen. Mit dieser Liste begaben sie sich in ein Settlement am Apalachicolafluß, wo die letzte entscheidende Zusammenkunft der Kriegshetzer angesetzt war. Sie kamen eben dazu, als der Abmarsch für den übernächsten Tag festgesetzt wurde. Die Erklärung des alten Arnold nahmen die Kampflustigen mit Johlen auf. Sie sprachen den Georgiern jede Berechtigung ab, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen, und schwuren mit großprahlenden Reden, sie würden es mit den Georgiern ebensogut aufnehmen wie mit den Rothäuten.

Herausfordernde Blicke trafen Frank und Ralph, die sich beide furchtlos, die Waffen in Bereitschaft, unter der Menge bewegten. Mutig wiesen sie alle Anfeindungen zurück. Ihr Auftreten wirkte schließlich doch recht herabstimmend auf die Kriegsschreier, die es auf einen Zusammenstoß mit den Georgiern doch nicht ankommen lassen mochten.

Als nun der alte Arnold noch auf einen Stuhl stieg und klipp und klar eine Entscheidung forderte, ob Krieg sein solle oder nicht, und von keinerlei Bedingungen etwas wissen wollte, da entschied sich nach vielem Hin und Her schließlich eine große Stimmenmehrheit gegen den Krieg, und der Tag endete mit einer lärmenden Friedensfeier in einer Kneipe.

Mit dem wohltuenden Gefühl, dem Recht zum Sieg verholfen, den indianischen Freund beschützt und von sich und seinen Nachbarn eine drohende Gefahr abgewandt zu haben, schlug der alte Arnold mit seinen beiden jungen Begleitern den Weg nach dem Lager Tallihadjos ein. In der Frühe des zweiten Tages langten sie dort an und waren sehr erstaunt, die Hütten verlassen und kein Zeichen für die Anwesenheit von Menschen mehr vorzufinden. Auch auf den Weiden waren keine Pferde.

Dieses Verschwinden deutete darauf hin, daß der Häuptling sich zum Krieg vorbereitet hatte. Arnold beschloß, der Spur der Wilden zu folgen. Das war leicht möglich, da die Tiere, die sie mit sich führten, eine breite Fährte hinterlassen hatten. Sie verlief durch eine seichte Furt des Flusses bis zu einer großen Lichtung mitten im Wald, aber von dort aus verteilte sie sich strahlenförmig nach allen Himmelsrichtungen und verlor sich für die Augen der drei Reiter.

Diese waren zu gut mit den Listen der Indianer vertraut, um nicht nach kurzer Überlegung die Verfolgung als zwecklos aufzugeben. Sie wußten, daß die Fährten irgendwo auf weiten Umwegen wieder zusammentreffen würden, aber auch nur eine einzelne im Auge zu behalten, würde fast unmöglich sein. So schlugen sie den Heimweg ein.

Mutter Arnold empfing sie mit freudigem Willkommen und hörte mit Zufriedenheit, daß die Kriegshetzer aus Florida nachgegeben hatten. Nach dem Abendbrot saß das Ehepaar mit dem Sohn und dem Gast auf der Bank vor dem Hause, als aus dem

dunklen Wald eine Gestalt auftauchte und auf die Einzäunung zuschritt. Bald erkannten sie Tallihadjo. Arnolds Freude und Überraschung war groß. Er eilte dem Häuptling entgegen, begrüßte ihn herzlich und führte ihn zur Bank, wo er ihn neben sich Platz nehmen ließ. Aufmerksam hörte der Indianer seinem Bericht über die Begebenheiten der letzten Tage zu.

»Du bist der Leopard, der die Antilope gegen die hungrige Schar seiner Brüder in Schutz nimmt,« sagte er. »Deine Freundschaft ist so selten wie der weiße Büffel. Der Zorn des Großen Geistes liegt schwer auf meinem Volk. Tallihadjo wollte ihm sein Land opfern und es den Weißen überlassen. Darum zog er mit seinem Stamm davon und verbarg seine Fährte.«

»Du wolltest dein rechtmäßiges Eigentum aufgeben, ohne es zu verteidigen?«

»Welches Stück Land bis weit hinauf über die großen Seen im Norden war das Eigentum des roten Mannes? Der Große Geist nimmt ihm ein Stück nach dem andern und gibt es den Weißen, weil er ihnen mehr gewogen ist. Einst wird das Gebein des letzten Indianers an den eisbedeckten Bergen des fernen Westens in der Sonne bleichen. Die Seminolen aber werden vorher in den Sümpfen Floridas sterben.«

»Niemand darf euch euer Land nehmen! Das hat euch unsere Regierung im letzten Friedensschluß zugesagt!«

»Haben die Weißen nicht nach jedem Landraub, den sie an uns begingen, Frieden geschlossen und ihn gleich wieder gebrochen, sobald es sie wieder nach mehr Land gelüstete? Der rote Mann hat nur eine einzige Zunge, der weiße aber zwei! Darum ist mein weißer Bruder so selten wie das Raubtier, das die Antilope nicht würgt, sondern gegen seine Brüder verteidigt. Sein Herz ist groß und gut.«

»Zieh nun wieder in dein altes Lager!« wehrte Arnold ab.

»Wir Georgier wollen dort keinen anderen Nachbarn. Wir werden dich gegen jeden verteidigen, der dich angreift, und wir sind

stärker als die Männer aus Florida. Der Friedensschluß mit deinem Volk soll gehalten werden! Mein Sohn Frank denkt ebenso wie ich und wird dir treu bleiben, auch wenn ich schon lange gestorben sein werde. Und Ralph, der Sohn deines ältesten weißen Freundes Norwood, steht dir ja noch viel näher durch die Bande des Blutes.« Der Häuptling stand auf und reichte allen die Hände wie zum Abschluß eines Vertrages.

»Die Freundschaft des Seminolen ist unvergänglich und seine Dankbarkeit ewig wie die Wogen des großen Wassers, die Floridas Küste bespülen!«

Einige Augenblicke später war er lautlos in der Dunkelheit verschwunden.

8. STÜRMISCHE BRAUTFAHRT

Die Baumwolle öffnete ihre ersten Kapseln und ließ die schneigen Flocken hervorbrechen. Die meisten Farmer hatten noch einmal soviel angebaut, als sie ernten konnten. Schon mit Morgenrauen waren sie mit alt und jung ihrer Familie und allen Sklaven auf den Feldern. Auch Frank Arnold hatte wie seine Nachbarn so viel Baumwolle ausgesät, daß er sie nun nicht schnell genug pflücken konnte. Ralph Norwood war darum zu ihm gezogen und half ihm kräftig bei der Arbeit. Diese nützliche Tätigkeit machte ihn heiter und zufrieden. Niemals hatte ihm das Essen so gut geschmeckt, niemals hatte er so gut geschlafen. Frank Arnold wollte mit dem Erlös für die Baumwolle sein Blockhaus hübsch und bequem einrichten, beabsichtigte er doch im kommenden Frühjahr zu heiraten. Für eine junge Frau, die in der Stadt erzogen war, bildete seine Hütte in ihrem jetzigen Zustand wirklich keinen netten Aufenthalt. Es wurde Winter, die schönste Jahreszeit in Florida. Die Baumwollernte wurde auf Flößen zur Golfküste gebracht und hier nach New Orleans zum Verkauf verschifft. Dann war es soweit, daß Frank an die Reise nach Baltimore denken mußte, wo

seine Braut auf ihn wartete. Er bat Ralph Norwood, ihn doch zu begleiten. Ralph war mit Freuden dazu bereit.

Nachdem Frank und Ralph mit den beiden alten Leuten im benachbarten Settlement gewesen und beim Kaufmann Behrend Möbel, Fensterscheiben, Geschirr und allerlei Hausrat eingekauft hatten, um das Heim für die junge Frau gemütlich zu machen, schlossen sie ihre Häuser ab, überließen ihre Wirtschaften ihren Negern zur Betreuung und machten sich mit möglichst wenig Gepäck auf die weite Reise.

So ritten die beiden jungen Männer guten Mutes davon. Am vierten Abend ihrer Reise erreichten sie das Städtchen Columbus, die erste größere Ortschaft nächst der Grenze. Ralph zog sich den breitrandigen Filz tief in die Stirn, als sie auf der staubigen Straße einzogen. Denn nur zu gut kannte man ihn in Columbus. Denn hier hatte er seine wüste Jugend verbracht, hier trieben sich die Genossen seiner Gelage, Streiche und Gaunereien herum.

Er stieg mit Frank Arnold im Adlerhotel ab. Mit Windeseile verbreitete sich das Gerücht seiner Rückkehr, und beim Abendessen im Speisesaal umdrängte ihn ein Schwarm Bekannter, die recht enttäuscht waren, als er alle ihre Vorschläge auf eine vergnügte nächtliche Wiedersehensfeier schroff ablehnte.

Der helle Trompetenton des Postkutschers rief sie schon früh am Morgen. Vier Rappen scharrten ungeduldig vor der Kutsche, die alt und schwerfällig war. Mit Ralph und Frank nahmen zehn Fahrgäste Platz. Der Kutscher schwang seine lange Peitsche, sie knallte wie ein Schuß, und im Galopp stoben die Pferde davon.

Tag und Nacht fuhren sie nun durch Georgia und Carolina nordöstlich bis nach Richmond in Virginia. Sie rasteten immer nur ganz kurze Zeit, dann ging's weiter, meist auf ganz rohen Straßen, oft in den elendesten Rippenbrechern von Wagen, doch immer mit vorzüglichen Pferden und im Galopp. An allen Gliedern zerschlagen, erholten sie sich in Richmond einige Tage, dann begaben sie

sich an Bord des Dampfschiffs »Potomac«, das sie nach Baltimore tragen sollte.

Es war warmes, herrliches Wetter. Den Jamesfluß abwärts glitt das Schiff vorbei an Plantagen, kleinen neuen Ansiedlungen und mächtigen Wäldern. Die Flußufer wurden immer flacher, der Strom immer breiter, je mehr sie sich seiner Mündung in die Chesapeake-Bay näherten. Mit Sonnenuntergang erreichten sie die alte Stadt Norfolk, ehemals die Rivalin Baltimores.

Hier wurden Güter aus- und eingeladen, Passagiere stiegen aus und ein. Das Dampfschiff war voll besetzt, alle Schlafstellen in den Privatkabinen belegt. Der rötliche Schimmer am westlichen Himmel verschwand nach und nach, als die »Potomac« sich wieder in Bewegung setzte und in die offene Bay hinaussteuerte.

Die Tischglocke rief zum ersten Abendessen in die große Kajüte. Es blieb in erster Linie den weiblichen Fahrgästen vorbehalten, während die männlichen sich bis zum zweiten Essen gedulden mußten. Nach dem Essen hielten sich die Passagiere nicht mehr lange auf Deck auf, denn kein Stern war mehr zu erblicken, schwarze Finsternis umhüllte das Schiff. Die Frauen zogen sich zuerst in ihre gemeinschaftliche Kajüte zurück, die sich im Vorderschiff befand. Für die Männer war die große Kajüte umgeräumt worden. Die Speisetafeln waren verschwunden, statt dessen waren drei lange Reihen Betten aufgestellt worden.

Ferner Donner rollte. Blitze zuckten auf. Ein heftiger Wind erhob sich, rüttelte an den riesigen schwarzen Schornsteinen des Dampfers, wühlte das Meer auf. Das Schiff schlingerte und stampfte. Ralph und Frank glitten plötzlich nach der Reling zu, so sehr neigte sich das Deck. Sie standen auf, da das aufziehende Unwetter sie doch nicht schlafen ließ.

Näher zuckten die Blitze, lauter rollten die Donner. Plötzlich schoß ein greller Blitz durch die schwarze Nacht, ein furchtbarer Donnerschlag machte das Schiff erbeben. Hatte der Blitz eingeschlagen?

Der wachthabende Steuermann befahl sofort, die Maschine zu stoppen. Das geschah auch. Feuerfunken stieben aus den Schornsteinen hervor und flogen über das Verdeck. Die Passagiere in den Kajüten waren von dem Donnerschlag jäh geweckt. Noch schlaftrunken sahen sie den Feuerregen an den Fenstern. Schon schrien ängstliche Gemüter: »Feuer! Feuer!«

Eine wilde Panik brach aus. In Todesangst sprang alles aus den Betten und drängte schreiend nach den Türen. Die Treppen herauf hetzte eine rasende Menge notdürftig bekleideter Menschen. Der Steuermann und einige Matrosen traten ihnen entgegen.

»Zurück! Seid vernünftig, Leute! Bei uns ist nichts! Da drüben auf dem Schoner hat's eingeschlagen!« Sie zeigten auf ein kleines mit Holz beladenes Schiff, das nicht weit ab auf den Wogen tanzte. Helle Flammen loderten über ihm empor, vom Winde immer mehr angefacht. Verzweifelt mühte sich die Mannschaft, das Feuer zu löschen.

Allmählich beruhigten sich die Passagiere wieder. Die Frauen erkannten zuerst die Notdürftigkeit ihrer Bekleidung und verschwanden wieder in ihrer Kajüte. Doch bald war das Deck wieder von Neugierigen gefüllt, die sich das Schauspiel des brennenden Schiffes nicht entgehen lassen wollten. Eiligst hatten sie sich in ihre Kleider geworfen. Der Schoner war nicht zu retten. In einem Boot verließ die Besatzung das Schiff und kam auf die »Potomac« zugerudert. Man holte sie an Bord. Es war ein Vater mit fünf Söhnen. Ohne ein Wort der Klage sah der wettergebräunte alte Mann zu, wie sich sein Schiff wie ein Feuerball im Kreise drehte und zischend in die Tiefe schoß. Er zog eine kurze Pfeife aus der Tasche, stopfte sie und zündete sie an.

»*There she goes!*« sagte er. »Schade, es war ein gutes Seeboot! Müssen uns ein neues bauen! Soll mir aber eine Lehre sein! Werde künftig versichern!«

Die »Potomac« setzte sich wieder in Bewegung, es begann heftig zu regnen. Die Fahrgäste flohen unter Deck. Frank und Ralph

setzten sich in die Nähe eines der warmen eisernen Schornsteine nieder, wo sie ein wenig geschützt waren, und hüllten sich in ihre Decken.

Als sie erwachten, lachte die Sonne von einem klaren blauen Himmel. Beide Küsten der Bay waren jetzt dem Auge deutlich erkennbar. Bald sprangen sie vor, bald wichen sie in kleinen Buchten zurück in das bewaldete Land. Ungeduldig spähte Frank in die blaue Ferne, in der duftige Berge aufstiegen. Stunde um Stunde verrann. Endlich – die Sonne neigte sich schon – schimmerte und glänzte es aus dem nebeligen Blau weiß und rot hervor, die Häuser und Türme von Baltimore, und stolz über allen die weiße Kuppel der Kathedrale.

Immer näher rückte die Stadt. Dann erreichte die »Potomac« die Landspitze mit dem Fort, zog vorüber an der Point, dem Landungsplatz der größeren Segelschiffe, an den Werften der Stadt und hielt dann endlich am Dock der Light Street. Auf einem breiten Laufsteg verließen die Passagiere das Dampfboot.

Frank und Ralph übergaben einem Neger ihr Gepäck, und dieser fuhr sie nun mit seiner Kutsche in raschem Trab die Light Street hinauf und die Market Street hinunter bis zur Calvert Street, wo er sie vor der hohen Granitreppe von Barnums Hotel absetzte.

Frank hatte bereits bei seinem letzten Aufenthalt in diesem Gasthaus gewohnt, und wurde freundlichst empfangen. Er ließ sich ein Zimmer für sich und Ralph anweisen, dann machte er sich schnell ein wenig zurecht, um zu seiner Braut zu eilen. Ralph schlug es ab, ihn noch an diesem Abend zu begleiten. Er wollte sich erst großstädtische Kleidung kaufen, wozu es in der vorgerückten Stunde schon zu spät war.

Frank beabsichtigte zwar dieselbe Umwandlung seines Äußern, aber er würde der Geliebten auch in seiner Pflanzertocht willkommen sein. So drückte er sich den breitrandigen Strohhut auf den Kopf und zog mit beflügelten Schritten nach der Charles

Street, in der das Haus des Bankpräsidenten Forney, seines zukünftigen Schwiegervaters, stand.

9. EIN FOLGENSCHWERES WIEDERSEHEN

Forney war früher Advokat gewesen, hatte aber nach dem Tode seiner Frau die ruhigere Stellung als Präsident bei einer Bank angenommen. Sein Vermögen und sein Einkommen erlaubten ihm, sich nach eigenem Geschmack ein prächtiges Wohnhaus zu erbauen.

Frank Arnold sprang die breite weiße Marmortreppe hinauf und zog an der Schelle. Einige Minuten darauf hielt er Eleanor, seine Braut, in den Armen, küßte sie, sah ihr immer wieder in die großen braunen Augen, strich über ihr rötliches Haar, das jenen dunklen Bronzeton hatte, wie er das Ideal eines Correggio gewesen ist.

Präsident Forney, ein staatlicher Mann, dem man seine sechzig Jahre noch nicht ansah, begrüßte Frank mit herzlicher Freude.

»Na, du Herzensbrecher, nun bist du da, um mir mein letztes Kind aus dem Hause zu holen,« sagte er in einer Mischung von Scherz und tiefem Ernst.

Sein Sohn war Leutnant in der Marine und seit einem Jahr in Ostindien auf Station, die achtzehnjährige Eleanor war sein zweites Kind.

Es war gegen Mitternacht, als Frank sich von Vater und Tochter verabschiedete. Im Hochgefühl seines Glücks eilte er durch die stillen Straßen seinem Gasthaus zu, wo er Ralph noch im Lesezimmer antraf. Frank übermittelte dem Freund eine Einladung Forneys für den nächsten Tag und erstattete ihm Bericht über den Abend.

Nachdem Ralph ihm zugehört hatte, schob er ihm eine alte New Yorker Zeitung zu, die ihm zufällig in die Hände gefallen war. Er deutete auf einen Artikel, und Frank las: »Kürzlich haben die Indianer in Florida unter Anführung des berühmten Häuptlings

Tallihadjo mehrere Pflanzerfamilien aus der Nähe von Tallahassee bei Nacht überfallen und ihre sämtlichen Mitglieder, einige dreißig an der Zahl, gebunden auf Pferden davongeführt. Nachdem sie die Frauen und Mädchen arg mißhandelt und die Männer auf grausamste Weise verstümmelt, haben sie alle auf einen Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. Haben wir noch eine Regierung, und warum haben wir sie? Kann man in Washington noch länger mit ansehen, wie eine Bande von Kannibalen friedliche, gesittete Mitglieder unserer erleuchteten hochherzigen Nation abschlachtet, und darf man jene Ungeheuer länger ungestraft im Besitz eines unserer schönsten Länder lassen? Man sagt, eine Anzahl der benachbarten Georgier habe die verabscheuenswürdigen Wilden in Schutz genommen, wahrscheinlich, weil sie von ihnen einen elenden Verdienst beziehen! Hurra, ihr Amerikaner, duldet solche Greuelthaten nicht und rächt das Blut eurer Brüder und Schwestern!«

»Das ist doch zu toll!« rief Frank entrüstet. »Alles nur aus Habgier nach dem Lande der Seminolen! Aber ich werde die Wahrheit über diesen Fall im ›Baltimore Chronicle‹ bekanntmachen! Dazu darf man nicht schweigen!«

Ralph stimmte ihm eifrig zu, und beide setzten die Erwiderung und Richtigstellung sofort auf. Dann begaben sie sich in die Halle. Ein schwarzer Diener reichte ihnen Licht und Schlüssel, setzte lederne Pantoffeln vor ihnen hin und empfing dafür ihre Stiefel. So gingen sie auf ihr Zimmer und waren bald eingeschlafen.

Früh am andern Morgen machten beide ihre notwendigen Einkäufe. Alles, was zur Ausstattung eines großstädtischen Gentlemans gehörte, ließen sie sich ins Hotel schicken, wo sie sich umkleideten. Lachend betrachteten sie sich im Wandspiegel ihres Zimmers. Ihre sonnenverbrannten Gesichter machten sich sonderbar aus zu den feinen Anzügen.

Eleanor und ihr Vater hießen auch Ralph herzlich willkommen. Der Reichtum und die Pracht des Hauses machten tiefen Eindruck

auf Norwood, der in seinem Leben noch kein gutes Ölgemälde, keinen künstlerischen Kupferstich und keine echte Marmorstatue gesehen hatte. Dieser Tag bedeutete für ihn den Einblick in ein ganz neues Leben, das von seinem bisherigen so sehr verschieden war. Gern sagte er der Einladung des Präsidenten zu, ihn recht häufig wieder mit Frank zu besuchen.

Am nächsten Tag aber war Ralph sich selber überlassen, denn Frank hatte mit Eleanor Besuche zu machen. In der Equipage Forneys fuhren sie umher und gaben ihre Karten ab. Währenddessen bummelte Norwood durch die Stadt. Eben hatte er sich von einem Laden mit bunten Nürnberger Spielwaren abgewandt, als er plötzlich in einer Seitenstraße eine dichte Ansammlung von Menschen sah, aus deren Mitte flehentliche Jammertöne drangen, dann wieder höhrendes Gelächter und wilde Flüche. Mit seinen starken Armen schob er die Leute rechts und links zur Seite und stand plötzlich erstaunt vor einem aller Kleidungsstücke beraubten Mulattenmädchen, das umsonst eine Schar junger Rohlinge um Barmherzigkeit bat.

Ein Bursche versuchte, das unglückliche Ding mit seinem Spazierstock zu Fall zu bringen. Empört riß Ralph einen der Spötter zur Seite und streckte den Bengel mit einem Faustschlag zu Boden. Im Nu wandten sich die übrigen gegen ihn, doch da ertönte der Ruf »Constabel!« und alles stieb flüchtend nach allen Seiten auseinander.

In diesem Wirrwarr fühlte sich Ralph von einer Hand ergriffen und wurde so schnell mit fortgezerrt, daß er erst in einem nahen Kaufladen seinen Entführer ins Auge fassen konnte.

»Ist es möglich?! – Mister Garrett!« rief er aufs höchste überrascht aus.

»Danken Sie dem Zufall, Mister Norwood, daß er uns hier zusammengeführt hat!« lächelte der Spieler. »Sonst hätte Sie der Constabel totsicher als Zeuge in diese häßliche Geschichte verwickelt. Sie hätten soundso oft vor Gericht erscheinen müssen

und sich damit der Rache dieser Bande von Rowdies ausgesetzt. Weil ich das weiß, erlaubte ich mir zuzugreifen, als ich Sie erkannte. Ich freue mich unendlich, Sie wiederzusehen!«

Ralph gab ihm die Hand. Er war froh, einen Bekannten getroffen zu haben, und nahm gern Garretts Einladung an, ihn auf die Börse zu begleiten.

Der Spieler drückte seinen grauen Biberhut mit koketter Nachlässigkeit auf sein wunderbar gelocktes Blondhaar, nahm Ralph beim Arm und schritt mit ihm über den mit Backstein gepflasterten Bürgersteig, indem er ein zierliches Rohr mit elfenbeinerner Zwinge in seiner behandschuhten Linken wirbelte.

In dem hochgewölbten, mit Säulen umgebenen Rundbau der Börse herrschte ein geschäftiges Hin und Her. Garrett schien dort sehr bekannt zu sein. Er grüßte und fragte im Vorübergehen nach Kursen von Papieren oder Frachten für Schiffe, bis er auf einen eleganten Herrn zutrat, der mit einem Notizbuch in der Hand an einem Pfeiler stand und von einer Anzahl Makler umdrängt wurde.

»Entschuldigen Sie, Mister Ballard! Darf ich Ihnen meinen Freund Norwood, einen Plantagenbesitzer aus dem Süden, vorstellen?«

Ralph verneigte sich.

»Es wird mir zur größten Ehre gereichen, Sie in meinem Hause zu sehen,« erwiderte Ballard, nickte Ralph verbindlich zu und verhandelte weiter mit den Maklern.

Garrett zog Ralph mit sich in den Erfrischungsraum der Börse, wo sie an der Bar ein Glas Kognak mit Wasser tranken.

»Mich Plantagenbesitzer zu nennen ist reichlich übertrieben! Es ist mir unangenehm, daß Mister Ballard nun von mir weiß Gott was glaubt . . .,« bemerkte Ralph.

Lachend unterbrach ihn Garrett.

»Nur ein Titel öffnet Ihnen hier die Türen! Plantagenbesitzer ist ein dehnbarer Begriff. Und Sie haben das Land und die Mittel

dazu, sich Neger anzuschaffen und Baumwolle zu bauen, es ist also gar keine Unwahrheit, wenn Sie sich so nennen!«

Ralph winkte ab, doch er widersprach nicht mehr. Die beiden begaben sich in die Lesehalle, wo an Pulten die neuesten Zeitungen aufgelegt waren. Garrett griff ein Blatt auf, die »Picagune« aus New Orleans und überflog es.

»Da ist wieder ein Pirat an unserer Küste!« sagte er und las vor. »An der Ostküste von Georgia wurde in vergangener Woche das Wrack einer Brigantine ans Ufer getrieben, die bis auf die Wasserlinie niedergebrannt war. Auf dem Deck fand man mehrere Leichen ermordeter Seeleute. Aufgerissene Ballen mit Kaffee, blutige Waffen und die verstreuten Schiffspapiere bezeugen, daß ein Pirat das Schiff beraubt und in Brand gesteckt hat. Es sind in letzter Zeit wieder zahlreiche Fahrzeuge spurlos an unserer Küste verschwunden, und man darf wohl von der Regierung schnelle und kräftige Maßregeln erwarten, um der Sache auf den Grund zu kommen und unsere Gewässer sicher zu machen.«

»Havannah ist und bleibt das Piratennest,« sagte Ralph. »Das ist gewiß ein Spanier!«

»Oder einer unserer lieben Landsleute!« spöttelte Garrett. »Denken Sie nur an McGregor und Aury, die sich vor einigen Jahren auf der Insel Amalia an der Küste Floridas als Flibustier etabliert hatten! Wir mußten ihnen mit Kriegsschiffen ihr einträgliches Handwerk legen. Solange noch die Indianer in Florida belassen werden, werden die Piraten dort immer wunderbare Schlupfwinkel haben. Man sollte den Roten ihr Land abkaufen und sie nach dem Westen führen!«

»Sie können sie doch nicht einfach aus ihrer Heimat vertreiben!«

»Liebster Norwood, infolge Ihrer Abstammung sehen Sie die Dinge nicht nüchtern und real, sondern gefühlsmäßig. Den Vormarsch der Zivilisation werden wir beide nicht aufhalten. Glauben Sie, daß er an den Grenzen Floridas haltmacht? Früher oder

später werden die Weißen in Florida eindringen, und die Roten werden sich wehren . . . «

»Es wird Mord und Totschlag geben,« sagte Ralph düster. »Aber die Weißen sind schuld an dem Blutbad . . . «

»Schuld hin, Schuld her! Die Roten werden vernichtet werden! Was nützt ihnen da ihr Recht? Wäre es da nicht wirklich das beste, die Regierung überführte die Wilden in das Land westlich des Mississippi? Aber machen Sie nicht so ein finsternes Gesicht! Wir zwei können dieses Problem doch nicht lösen! Warum wollen wir also unser Wiedersehen damit belasten? Kommen Sie, es ist jetzt gerade die Zeit, in der Baltimores weltberühmte Schönheiten Shopping gehen . . . «

»Shopping gehen?«

»Ja, die Damen kehren unseren Kaufleuten in ihren Läden das Oberste nach unten und kaufen dann doch nichts, sie wollen sich nur auf der Market Street in ihren neuesten Kleidern zeigen,« lachte Garrett. »Kommen Sie, es gibt wirklich sehr viel schöne Mädchen hier!«

Garrett hatte nicht zuviel gesagt. Auf beiden Seiten der Market Street flutete eine dichte Menschenmenge auf und nieder. Zumeist waren es Damen in den elegantesten und geschmackvollsten Toiletten. Und von hundert jungen Mädchen waren über die Hälfte blendende Schönheiten, die übrigen reizend lieblich und nur wenige nicht hübsch. Garrett bemerkte die feurigen Blicke, die Ralph verschickte.

»Nun, wie gefallen Ihnen unsere Göttinnen?« fragte er.

»Ich bin Mitglied in vielen Clubs, und wenn Sie wollen, führe ich Sie gern in eine angenehme Gesellschaft ein, wo es lustig zugeht.«

»Ich würde mich sehr freuen!«

Als er sich von Garrett verabschiedete, um sich in sein Hotel zu begeben, verabredeten beide ein baldiges Wiedersehen.

10. »STURMVOGEL«

Über den unebenen rohen Weg, der von der Stadt über einen weiten morastigen Grund nach der Point, dem Anlegeplatz der größeren Segelschiffe, führte, rollte eine Droschke. Ihr ledernes Dach ruhte auf dünnen eisernen Stangen, zwischen denen rote wollene Vorhänge herabhingen. Eine junge Dame sah heraus und hinüber nach der langen Reihe von Masten, die sich in der Ferne über den niedrigen Häusern der Point erhoben.

Unter einem zierlichen Krepphut glänzte rabenschwarzes Haar, das in schweren langen Locken herabfiel. Das ovale Gesicht war von edler Schönheit. Lange Wimpern beschatteten die dunklen Augen. Zwischen den roten Lippen schimmerten weiß die Zähne.

Bald hatte der Wagen die gepflasterte Straße an der Point erreicht, rollte an den kleinen, meist hölzernen Gebäuden vorüber, in denen hauptsächlich Gegenstände für Schiffe und Seeleute feilgehalten wurden, und bog dann durch ein Tor auf einen weiten offenen Platz ein, der am Wasser lag. Dort war am Kai eine Brigg befestigt. Der Wagen hielt an, der schwarze Kutscher öffnete den Schlag und die junge Dame stieg aus. Eilfertig liefen ihr einige Matrosen entgegen, um ihr eine Anzahl Pakete abzunehmen und ihr behilflich zu sein, an Deck des Schiffes zu steigen.

Ein kleiner älterer Herr im grauen Leinenrock und mit breitrandigem Strohhut kam ihr entgegen.

»Ach, Eloise, du hättest dich mit deinen Einkäufen noch nicht so zu beeilen brauchen! Wir werden uns wohl noch eine Weile gedulden müssen, bis wir abfahren können. Die Mühlen in Richmond haben einen Schaden erlitten und können einige Zeit nicht arbeiten.«

»Und kannst du nicht von woanders Mehl bekommen, Vater?«

»Leider nicht! Kein Mehl hält sich so lange frisch und gut, wie dieses, das in Feuerwärme getrocknet wird. Und verzichten möchte ich auch nicht darauf, denn mit dem Mehl verdiene ich sehr viel. Wir müssen uns also hier noch ein wenig gedulden!«

Pedro Dosamantes, ein gebürtiger Spanier, war lange Jahre Kapitän einer Reederei in Havanna gewesen. Dann hatte er sich die Brigg »Tritonia« erstanden und trieb nun auf eigene Faust Küstenhandel. Er kaufte in New York und Baltimore Waren ein und segelte damit nach der Ost- und Westküste Südamerikas von einem Hafen zum andern. Anderthalb bis zwei Jahre dauerte immer solch eine Reise, und das Geschäft war sehr einträglich.

Als Dosamantes die »Tritonia« übernahm, war Eloise zehn Jahre alt gewesen. Die Eltern hatten sie in eine New Yorker Erziehungsanstalt gegeben. Die Mutter begleitete Dosamantes auf seinen langen Fahrten, doch von der letzten Reise war sie nicht mehr zurückgekommen. Eine kurze Krankheit, und bei Kap Hoorn hatte sie ihr Seemannsgrab gefunden. Die nunmehr achtzehnjährige Eloise aber bestand darauf, jetzt beim Vater zu bleiben.

Dosamantes wollte sich eben in die Kajüte begeben, als sein Blick an einem ganz schwarzen Fahrzeug hängenblieb, das auf die Brigg zugesegelt kam. Der Bauart nach war es ein Schoner von allerschärfstem Schnitt, nicht auf Fracht, sondern nur auf Schnelligkeit berechnet. Unter den Bugspriet war ein mächtiger weißer Sturmvogel mit ausgebreiteten Flügeln gemalt. Ein riesiges Schonersegel blähte sich am Vordermast, während ein zweiter Mast wie der einer Brigg getakelt war.

»Wird bald Zeit, daß der Kerl seine Segel einnimmt und seinen Kurs ändert, sonst rennt er uns in die Seite,« sagte Dosamantes besorgt.

»Er ist des Teufels!« schimpfte der Steuermann Strabo, ein alter wettergebräunter Seebär in grauen Leinenhosen und feuerrotem Wollhemd.

Immer näher glitt das schwarze Schiff. Strabo sprang auf eines der großen Wasserfässer und winkte wild mit seinem lackierten Lederhut: »Hallo! *Take care!*«

Auch die übrigen Matrosen der »Tritonia« schrien und fluchten, aber auf dem schwarzen Schiff schien niemand sich darum

zu kümmern. Sein Bug berührte fast schon die »Tritonia«, als die Kommandos einer tiefen Baßstimme ertönten. Im nächsten Augenblick flatterten die Segel des schwarzen Schiffs machtlos im Winde, und es glitt mit einer leichten Wendung an der »Tritonia« vorüber.

»Verdamm den Windhund!« knurrte der Steuermann.

»Aber er versteht sein Handwerk! Der Große mit dem schwarzen Vollbart dort scheint der Kapitän zu sein.«

»Ein sonderbares Schiff,« meinte Dosamantes. »Auffällig, wie stark es bemannt ist!«

»Und wie wild die Leute aussehen,« bemerkte Eloise.

»Sicher ein Sklavenhändler!« erklärte Strabo.

Das schwarze Schiff legte neben der »Tritonia« am Pier an. Matrosen sprangen an Land und legten es mit starken Tauen fest. Der Kapitän empfing einen Offizier des Zollhauses an Bord, händigte ihm einige Papiere aus und begab sich dann mit ihm in das nahe Packhaus.

Dosamantes und seine Tochter beobachteten noch eine Weile das lebhafteste Treiben an Deck des schwarzen Schiffes, das an die hundert Schritte entfernt lag. Dann gingen sie in die Kajüte, um zu Mittag zu essen.

Sie waren eben damit fertig, als der Steuermann den Besuch von Kapitän Flournoy meldete, der sich als Nachbar vorstellen wolle. Dosamantes stieg die schmale Treppe hinauf und fand auf Deck den Mann mit dem schwarzen Vollbart, der ihn höflich begrüßte.

Dosamantes bat ihn auf das Oberdeck und befahl dem Koch, Wein und zwei Gläser zu bringen.

»Ich komme mit meinem ›Sturmvogel‹ von Havanna,« eröffnete Flournoy die Unterhaltung. »Darf man wissen, woher Sie kommen und wohin Ihre Ladung bestimmt ist?«

Der Spanier antwortete ihm ausweichend. Dieser Flournoy war ein schöner Mann. Wenn er lächelte, zeigte er beinahe kokett zwei

Reihen prächtiger Zähne. Wie eine Raubkatze, die ihr Gebiß zeigt, dachte Dosamantes. Der Mann gefiel ihm nicht. In seinen dunklen Augen lag etwas Gefährliches, Lauerndes.

Flournoy lud Dosamantes zu einem Gegenbesuch auf dem Sturmvogel ein und trank auf gute Nachbarschaft. Der Spanier dankte höflich für die Einladung, vermied aber eine Zusage und suchte auch den Gast mit keinem Wort zu halten, als dieser sich schon bald mit dringenden Geschäften entschuldigte. Er begleitete ihn zum Fallreep, und Flournoy wollte sich schon verabschieden, als Eloise im Eingang zur Kajüte erschien. Mit einer Verneigung zog er seinen Hut. Eloise erwiderte etwas verwirrt den Gruß und verschwand sofort wieder in der Kajüte.

»Eine Dame auf Ihrem Schiff?« fragte Flournoy.

»Meine Tochter, Kapitän,« erwiderte Dosamantes.

»Es wird mir eine besondere Ehre sein, ihr zu gelegener Zeit meine Aufwartung machen zu dürfen . . . «

Mit Erleichterung sah Dosamantes seinem Besucher nach, wie er um das Packhaus herum davonging. Vielleicht war seine Abneigung gegen den Mann unbegründet, aber er konnte sich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren.

Flournoy nahm sich die erste freie Droschke und fuhr in die Stadt. Vor einem prächtigen Gebäude mit breiter Marmortreppe entlohnte er den schwarzen Kutscher. Er zog an dem versilberten Schellengriff der Haustür. Ein Neger öffnete ihm. Der Kapitän ließ sich dem Hausherrn melden.

Nur wenige Minuten brauchte er in dem üppig ausgestatteten Empfangszimmer zu warten, da erschien mit raschen Schritten der Börsenmakler Ballard.

»Sind Sie des Teufels, Flournoy, sich hierher zu wagen?!« empfing er den Kapitän beunruhigt. »Nachdem das Wrack der Brigantine an der Küste Georgias gefunden wurde, sind alle Zeitungen voller Artikel gegen den Piraten und hetzen die Regierung auf . . . «

»Hier im Hafen wird man mich zuletzt suchen,« unterbrach der Kapitän ihn lachend. »Mein ›Sturmvogel‹ ist gefüllt wie ein gesättigter Haifisch und muß entladen werden, ehe er sich nach neuer Beute umsehen kann. Ich komme von Havanna, wo ich mir durch unsern Freund meine Schiffspapiere in aller Form ausfertigen ließ. Ich habe dem Zollbeamten schon die Liste meiner Ladung übergeben. Sie müssen mit mir zum Zollhaus, damit wir das Schiff deklarieren und mit dem Ausladen beginnen können.

»Kann man auch die Waffen und die lange Kanone nicht entdecken?« fragte Ballard ängstlich.

»Keine Sorge! Das Versteck unter der Kajüte findet niemand!«

»Warum haben Sie bloß diese verdammte Brigantine nicht versenkt?«

»Die Mannschaft wehrte sich verzweifelt und muß das Ding selber in Brand gesteckt haben. Wir hatten kaum Zeit, die Kajüte zu plündern, als die Glut uns schon in die Boote trieb.«

»Wäre es nicht ratsam, das Geschäft vorderhand einzustellen? Die Gefahr wird jetzt zu groß!«

»Soll ich meine Leute entlassen, die alle Anteil am Gewinn haben? Sie werden in den Kneipen mit ihren Abenteuern prahlen, und unser Geschäft ist für immer aus!«

»Fahren Sie nach Ostindien und bleiben dort, bis Gras über die Geschichte gewachsen ist!«

»Damit die Engländer ihre Masten mit mir und meinen Leuten schmücken?! Nein, lieber Ballard, in die Falle gehe ich nicht! Sie haben zwar Ihr Geschäft durch mich hier in die Höhe gebracht und brauchen mich nun nicht mehr, aber ich habe noch nicht genug, um mich von meinem Geschäft zurückziehen zu können.«

»Wenn man Sie fängt, ist es auch um mich geschehen!«

»Seien Sie unbesorgt! Zwischen den Klippen von Florida fängt man mich nicht! Herz und Nerv behalten! Noch ein paar glückliche Reisen, und ich gebe meiner Mannschaft in einer ruhigen

Nacht einen Schlaftrunk, lege eine brennende Lunte an die Pulverkammer und sage in einem Boot dem ›Sturmvogel‹ und seinem Ungeziefer Lebewohl. Dann erzählt keine Zunge, wie wir zu reichen Leuten geworden sind. Jetzt heißt's nur, schnell unsere Ladung loswerden, dann habe ich einige Reparaturen am Schiff, und je kürzere Zeit ich hier verweile, desto geringer ist die Gefahr, daß meine Leute uns Unannehmlichkeiten am Lande bereiten. Die wilde Horde ist schwer im Zaum zu halten.«

Achselzuckend fügte sich Ballard und machte sich mit Flournoy nach dem Hafen auf.

11. STÄDTISCHES TREIBEN

Wenige Tage später war das Haus des Präsidenten Forney abends festlich erleuchtet. Kutsche auf Kutsche kam in der Charles Street vorgefahren, eine neugierige Menge säumte die Marmortreppe, um die Gäste aussteigen zu sehen.

Es war eine erlesene Gesellschaft, die sich einfand, um der strahlenden Braut ihre Glückwünsche darzubringen. Der Kriegsminister und der Finanzminister waren mit ihren Frauen eigens von Washington herübergekommen, viele andere hohe Staatsbeamte und Kongreßmitglieder hatten sich eingefunden. Von Alexandria waren die Offiziere einiger Fregatten, die dort vor Anker lagen, erschienen. Die angesehensten Kaufleute, Reeder und Bankiers der Stadt waren zugegen.

Neben der schönen Eleanor war Frank Arnold als ihr Bräutigam der Held des Abends. Er war nur ein einfacher Bürger und Siedler, aber man fragte damals in den Vereinigten Staaten nicht nach Stand und Herkunft, sondern nur nach Tüchtigkeit und dem eigenen Verdienst eines Mannes. Der Weg zur höchsten Würde im Staate war jedem einzelnen offen.

Auch Ralph Norwood wurde als Franks Freund und Nachbar mit Hochachtung in dieser ausgewählten vornehmen Gesellschaft aufgenommen. Daß er sich nicht so recht wohlfühlte, machten

die Erinnerung an seine so unnütz vergeudeteten Jugendjahre und das Bewußtsein seiner Minderwertigkeit, wenn man ihn nach der Größe und Ertragsfähigkeit seiner Plantage fragte.

In der Fensternische des Empfangssaals stand Frank mit dem Kriegsminister und einigen Kongreßmitgliedern.

»Ich hätte nicht erwartet, gerade in ihnen einen Verteidiger dieser zügellosen Seminolen zu finden, Mister Arnold,« sagte der Abgeordnete des Staates New York.

»Die Regierung der Vereinigten Staaten hat den Indianern im Friedensvertrag ihr Land als freies Eigentum zugesichert,« erwiderte Frank. »Die Weißen aber rauben ihnen ein Stück Land nach dem andern und treiben sie mit Gewalttaten in die Wälder und Sümpfe zurück. Ist es ihnen zu verdenken, wenn sie sich wehren?«

»Das große allgemeine Interesse steht über dem kleineren,« erklärte der Abgeordnete von Pennsylvania. »Sie müssen doch zugeben, daß so ein schönes Land wie Florida nicht immer von Wilden bewohnt werden kann!«

»Dann betrüge man diese Wilden nicht durch Freundschaftsversicherungen, sondern kaufe ihnen ihr Land ab und schaffe sie nach dem Westen, wo sie sich jenseits des Mississippi eine neue Heimat gründen können,« ereiferte sich Frank.

»Dieser Vorschlag wurde im Kongreß schon öfters vorgebracht, aber immer als unausführbar zurückgewiesen,« sagte der Kriegsminister. »Das unvermeidliche Ende wird darum doch nur ein Vernichtungskrieg gegen die Seminolen sein. Der Vormarsch der weißen Rasse ist nicht aufzuhalten!«

Umsonst bot Frank seine ganze Beredsamkeit auf, er fand kein Verständnis für die Indianer. Höchstens ein paar Worte des Bedauerns, meistens aber blinden Haß. Die Damen bemitleideten und bewunderten Eleanor ob ihrer Bereitschaft, die Herrlichkeiten der Großstadt gegen ein einsames Blockhaus und die gefährliche Nähe wilder Unmenschen einzutauschen.

»Frank ist ja bei mir!« lächelte sie. »Wenn ich Furcht hätte, würde ich nicht zu ihm passen!«

Glücklich drückte ihr Frank die Hand. Das Gespräch wandte sich anderen Dingen zu, den bevorstehenden Präsidentschaftswahlen – denn Monroes Amtszeit ging 1824 zu Ende – und dem Seeräuber, der neuerdings sein Unwesen an der atlantischen Küste trieb.

Die Marineoffiziere erzählten, daß man den Sturmvogel im Verdacht habe, aber alle seine Papiere seien in Ordnung und eine Untersuchung des Schiffes nach verborgenen Waffen sei ergebnislos gewesen. Aber man würde das Schiff im Auge behalten, denn wahrscheinlich habe er seine Bewaffnung irgendwo an den waldigen Ufern der Bay zurückgelassen, um sie nach dem Auslaufen wieder einzunehmen.

»Aber wir werden den Burschen untersuchen, wenn er die Bay wieder verläßt,« sagte Commodore Perrywill. »Morgen lasse ich den Regierungskutter ›Lion‹ unter Segel gehen und vor Kap Henry kreuzen.

»Wenn der Sturmvogel erscheint, soll er ihn anrufen und borden. Weigert er sich, beizulegen, so wissen wir Bescheid. Und dann werden wir ihn schon kriegen!«

Der alte Seebär und Freund des Hauses Forney nahm sein Glas und erhob es:

»Und jetzt trinke ich auf das Wohl unseres lieben Brautpaares! Daß es immer so glücklich und beneidenswert bleiben möge, wie es heute abend ist!«

Es war nach Mitternacht, als die ersten Gäste sich verabschiedeten. Frank und Ralph brachen als die letzten auf.

Frank schlief schon längst, als Ralph noch wach lag. Mißgunst bohrte in ihm, weil man den Freund an diesem Abend so gefeiert und bevorzugt hatte. Er fühlte sich zurückgesetzt. Was bedeutete er in dieser vornehmen Gesellschaft? Nichts ohne Frank! Er war

dessen Anhängsel, war ihm untergeordnet, weiter nichts! Zum ersten Mal keimte in seiner Brust Abneigung gegen den glücklicheren Freund auf, dem alles in der Welt zu lächeln und um den alles fröhlich zu sein schien.

In bester Laune brach Frank am andern Morgen auf, um mit Eleanor Besorgungen zu machen. In bitterer Stimmung blieb Ralph zurück. Diese Untätigkeit machte ihn unzufrieden, er bereute es, Frank auf seiner Reise begleitet zu haben.

Da klopfte es an der Tür, und Garrett trat ins Zimmer.

»Hallo, Freund! Um elf Uhr ist ein Pferderennen, ich wollte Sie dazu abholen! Vorher können wir noch ein Stündchen reiten. Ich weiß einen Leihstall mit vortrefflichen Gäulen!«

Nichts hätte Ralph im Augenblick erwünschter sein können, als ein toller Ritt. Er war sofort einverstanden, und beide eilten nach dem Reitstall.

In einer langen hohen Halle standen auf jeder Seite über fünfzig blankgeputzte schöne Tiere. Ralph war überrascht. Er suchte sich einen Fuchs aus. Der Wärter trat heran, ein junger Mann in weißem Hemd und schwarzen Reithosen, auf dem Kopf einen runden schwarzen Hut, und warnte vor der Wildheit des Pferdes, das nicht jeder reiten könne.

Aber Ralph befahl ihm, das Tier zu satteln. Nachdem sich auch Garrett einen Schimmel ausgesucht hatte, begaben sich die beiden in eine nahegelegene Wirtschaft, um zu frühstücken.

Als Ralph und Garrett in den Stall zurückkamen, waren ihre Pferde gesattelt. Beide stiegen auf. Kaum waren sie auf der Straße, als der Fuchs in einem hohen Bogen vorwärts schoß und dann mit den Hinterbeinen auskeilte. Ralph geriet in Zorn, gab dem Pferd die Sporen und riß seinen Kopf in die Höhe. Wutschnaubend machte das Tier rasche Seitensprünge und suchte seinen Reiter durch heftiges Prellen abzuwerfen. Aber Ralph saß wie angegossen. Da sauste der Fuchs in Karriere über das Steinpflaster

dahin, daß die Funken stoben. Garrett konnte ihm kaum folgen. Schimpfend sprangen die Passanten zur Seite.

Bald hatten sie die letzten Häuser der Stadt hinter sich gelassen. Ralph gab dem Fuchs nochmals die Sporen und hieb ihm eins mit der Peitsche über, daß er wie rasend dahinflog. Als die beiden Reiter das Wirtshaus an der Rennbahn erreichten, wurden sie jubelnd begrüßt. Sie sausten vorbei. Allmählich erschöpften sich die Kräfte des Fuchses. Er ließ sich von Ralph zurückklenken. Garrett holte ihn nun ein, und beide kehrten um.

»Ich denke, die Bestie ist nun für immer kuriert!« Ralph wischte sich die Stirn.

»Alle Achtung vor Ihrer Reitkunst!« sagte Garrett. »Das tut Ihnen so leicht keiner nach!«

Sie übergaben ihre Pferde an der Rennbahn einem Wärter, der sie zum Abkühlen herumführen mußte. Garrett wurde sofort von einer Schar Bekannter begrüßt und stellte sie Ralph vor. »Sportmen« nannte man diese Art Leute, deren Geschäfte oder Zeitvertrieb Wettrennen, Pferdehandel, Jagden und Spiel waren. Es war eine Mischung von reichen Nichtstuern und abgefeymten Betrügern.

Das Rennen wurde von zwei jungen Leuten veranstaltet, die um fünftausend Dollar gewettet hatten, wer von ihnen das schnellste Pferd habe. Von allen Seiten wurden nun hohe Beträge auf das eine oder andere Tier gesetzt.

Die Trompete rief zum Rennen. Die beiden Rennpferde wurden vorgeführt und einer genauen Prüfung unterworfen. Es waren zwei edle Tiere aus arabischem und englischem Blut, ein Rappe aus Virginia und ein brauner Hengst aus Tennessee.

Inzwischen wurden die beiden Knaben, die reiten sollten, mit Sattel und Zeug gewogen und der Unterschied ihrer Schwere durch Gewichte ausgeglichen. Dann wurden die Pferde gesattelt und die Knaben hinaufgehoben. Die feurigen Tiere waren kaum noch von den Wärtern zurückzuhalten.

Ein Trompetenstoß gab das Zeichen zum Start. Unter jubelndem Hurra der Zuschauer flogen der Rappe und der Braune nebeneinander dahin. Sie blieben Seite an Seite. So brausten sie unter dem Geschrei der tobenden Menge nach der ersten Runde an dieser vorbei.

In der Hälfte der zweiten Runde gewann der Rappe um zwei Längen Vorsprung und ging damit in die dritte und letzte Runde. Flüche und Hurras brandeten auf.

»Der Braune gewinnt! – Tausend Dollar gegen den Rappen!« schrie Ralph und schwenkte begeistert seinen Hut.

»Die Wette ist angenommen! – Tausend Dollar gegen den Braunen!« rief ein junger Mann unweit von Ralph.

Garrett und einige andere Umstehende sagten als Zeugen dieser Wette gut.

Eine Staubwolke entzog die Pferde eine Weile den Blicken der Zuschauer. Noch immer war der Braune um zwei Längen zurück. Die letzte Hälfte der letzten Runde begann. Im Sturm rasten die Tiere dem Ziel zu.

Da schwang der Reiter des braunen Hengstes die Peitsche und setzte die Sporen ein. Mit Blitzesschnelle schoß der Braune plötzlich an dem Rappen vorüber und ließ ihn nun einige Schritte hinter sich. Auch der Reiter der Rappen gebrauchte nun Peitsche und Sporen. Aber umsonst: der Braune ging als Sieger um eine Länge durchs Ziel.

»Hurra für den Braunen! Verdammt der Schwarze!« brüllten die Zuschauer, je nachdem wie sie gewettet hatten.

»Glück zu, Norwood! Die tausend Dollar konnten Sie nicht schneller verdienen!« Garrett faßte Ralph unterm Arm und zog ihn mit sich in das Wirtshaus.

Dort wurden unter Scherzen, Lachen und Fluchen die Wetten bezahlt. Ralph erhielt eine Anweisung über tausend Dollar auf eine Bank. Garrett lud ihn zum Mittagessen ein. Ralph sagte zu, indem er spöttisch bemerkte:

»Ich fühle mich verdammt wenig dazu aufgelegt, jetzt die steife Gesellschaft des Herrn Forney aufzusuchen, wo man jedes Wort auf die Waagschale legen muß!«

Die beiden ritten nach dem Stall zurück, wo sie ihre Pferde ablieferten und das Mietgeld entrichteten. Dann gingen sie zum Hotel, wo Ralph für Frank Nachricht hinterließ, daß er bei Forney nicht zur Tafel erscheinen werde.

Das Boardinghouse befand sich in einer abgelegenen Straße des älteren Stadtteils und war äußerlich und innerlich wenig ansprechend. Alte schmutzige Tapeten und Vorhänge hingen in den düsteren Räumen, und im Empfangszimmer lümmelten sich einige wenig vertrauenerweckende Männer auf dem altmodischen Sofa und den Stühlen.

»Das Ansehen dieses Hauses ist wenig empfehlend,« flüsterte Garrett seinem Gast zu. »Doch man lebt hier sehr gut und ungeüert, und kann tun und lassen, was man will.«

Eine kleine Schelle gab das Zeichen zum Mittagessen. Die Männer spuckten ihren Kautabak in den Kamin und begaben sich in das Speisezimmer, wo die Wirtin bereits am Kopfende der Tafel saß. Auf seinem Teller fand Garrett einen Brief vor, den er öffnete.

»Sieh, das ist ja prächtig!« sagte er zu Ralph. »Wir bleiben heute zusammen! Mein Freund Ballard, den ich Ihnen neulich auf der Börse vorstellte, schickt mir hier eine Einladung für heute abend. Da kommen sie mit!«

»Aber ich habe ihm noch keinen Besuch gemacht,« wandte Ralph ein.

»Ist nicht nötig! Bei ihm geht's immer lustig zu. Sie werden sich wunderbar amüsieren. Die schönsten Frauen Baltimores sind bei ihm versammelt. Ballard würde es Ihnen übelnehmen, wenn Sie nicht mitkämen.«

Ralph sträubte sich nicht länger. Garrett ließ ein paar Flaschen Champagner kommen und trank auf die gewonnene Wette. Als

nach dem Essen Kaffee gereicht wurde, brachte einer der Anwesenden ein Pack Spielkarten zum Vorschein und forderte Ralph zu einem Spielchen auf. Aber Garrett schob die Karten mit einem verweisenden Blick zurück.

»Wir spielen nicht!«

Dann schlug er seinem Gast vor, am Nachmittag eine Spazierfahrt zu machen, und schickte den Hausneger fort, ein offenes zweirädriges Kabriolet zu besorgen.

12. DER TANZENDE PIRAT

Leichten Schrittes verließ Eloise das Schiff ihres Vaters. Ein alter Neger begleitete sie. Sie schritten über die menschenleere Straße der Point. Als sie das letzte Haus und die letzte Laterne hinter sich hatten, kamen schnelle Schritte näher. Eloise erkannte gegen den Schein der entfernten Laterne die dunkle Silhouette eines großen breitschultrigen Mannes.

Der alte Neger faßte seinen Stock fester.

Der Mann schwenkte seinen Hut. Unwillkürlich blieb Eloise stehen und erwartete ihn.

»Mein Name ist Flournoy, Kapitän des ›Sturmvogels‹,« sagte er höflich. »Ich hatte bereits die Ehre, verehrte Senorita, Sie bei meinem Besuch auf dem Schiff ihres Vaters zu sehen. Wenn Sie mir gestatten wollen, daß ich Sie begleite ...?«

»Ich will zur Kirche, Sir! Wenn Sie den gleichen Weg haben ...?«

»Senorita mia!« sagte er. »In wenigen Tagen schon tragen uns die Wogen des Weltmeeres nach entgegengesetzten Richtungen. Zürnen Sie mir nicht, wenn ich den Augenblick wahrnehme, von dem – ich fühle es – das Glück meines Lebens abhängt!«

»Bitte, lassen Sie mich allein gehen!« sagte sie. »Ich will Ihre Erklärung nicht hören!«

»Senorita, Ihr leisester Wunsch ist mir Befehl! Selbst wenn er mein Glück kosten sollte!«

Er zog seinen Hut und blieb mit einer ehrerbietigen Verbeugung zurück. Eloise eilte schneller mit ihrem Neger des Weges. Dieser Mann mit dem großen schwarzen Barte und den durchbohenden Augen war ihr unheimlich. Warum war er so zudringlich? Was wollte er von ihr?

Flournoy hatte der Davoneilenden spöttisch nachgeblickt, dann wandte er sich zur Point zurück, wo er sich vor einer der Hafenschenken eine Droschke nahm. Eine Viertelstunde später ließ er sich vor dem Wohnhaus des Herrn Ballard absetzen.

Ein Neger in schwarzem Frack und weißer Weste spielte auf einer Violine einen lustigen Cotillon, der in vier Abteilungen getanzt wurde. Mit dem Fuß trat er den Takt, und mit lauter Stimme rief er die Touren ab.

Ringsum an den Wänden standen dicht gedrängt die Zuschauer. Eine gemischte Gesellschaft: Männer in einfacherer Kleidung, die sich in der Ausgelassenheit dieses mit Gold und Kostbarkeiten überladenen Saals nicht recht wohl zu fühlen schienen, die zum Teil recht ernst dreinschauten, und junge Dandys, deren Sinn unbekümmert nur auf Vergnügen gerichtet war.

In dem Cotillon zunächst Flournoy tanzte eine zierliche Blondine in himmelblauem Florkleid, die sofort seine Blicke auf sich zog.

Sie senkte die Wimpern über ihre blauen Augen und sah erötend zu Boden. Verlegen zupfte sie bald an einer Falte, bald an einem Band ihres Kleides, glättete ihren weißen Handschuh und konnte nicht anders, sie mußte den stattlichen Mann mit dem schwarzen Vollbart, der seine Blicke nicht von ihr wandte, wieder ansehen.

Als der Tanz zu Ende war, ergriff sie den Arm einer Freundin und eilte hastig mit ihr fort. In diesem Moment trat Ballard zu Flournoy und begrüßte ihn.

»Beim Satan, Ballard! Wer ist der blondgelockte kleine Engel dort?« Der Kapitän deutete vorsichtig nach dem Mädchen.

»Sie muß mein werden.«

»Sie ist aus anständiger Familie, die Tochter eines kleinen Buchhalters. Nichts für ein kleines Abenteuer, alter Freund! Oder wollen Sie sie heiraten?« lachte Ballard.

»Wir werden sehen! Stellen Sie mich ihr vor!«

»Das will ich tun!«

Ballard führte Flournoy durch den Saal. Melanie sah die beiden auf sich zukommen und drückte erregt die Hand ihrer Freundin.

»Darf ich Ihnen Kapitän Flournoy vorstellen?« sagte Ballard.

»Miß Melanie Terrel! Miß Olivia Lathrop!«

Während Flournoy Melanie galant um den nächsten Tanz bat, nahm Ballard ihre Freundin beiseite.

»Miß Terrel kann sich gratulieren. Der Kapitän hat auf den ersten Blick Feuer gefangen. Sein Schiff, der ›Sturmvogel‹ gehört ihm zur Hälfte, er ist sehr wohlhabend und kann sich in ein paar Jahren zur Ruhe setzen. Wenn Ihre Freundin klug ist, versteht sie ihre Chance. Geben Sie ihr nachher heimlich einen kleinen Wink!«

Nach dem Tanz winkte der Kapitän einen schwarzen Bedienten heran und nahm zwei Champagnergläser von seinem Tablett.

»Miß Melanie, ich leere mein Glas auf die Erfüllung meiner innigsten Wünsche!«

Seine dunklen Augen strahlten sie so leidenschaftlich an, daß sie erglühte. Fast willenlos nahm sie das Glas mit dem prickelnden Wein und leerte es.

13. DER TEUFEL DES SPIELS

Es war gegen Mitternacht, als Melanie und ihre Freundin sich mit den ersten Gästen empfahlen. Der Kapitän begleitete beide, die in Gesellschaft von Olivias Mutter waren, bis zu ihrem Wagen und verabschiedete sich von Melanie mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens.

Bei der Rückkehr ins Haus kam ihm Garrett entgegen.

»Nun, Kapitän, wie wär's mit einem Besuch bei Madame Ophir? Der Betrieb geht dort jetzt los. Mein Freund Norwood hat heute beim Rennen tausend Dollar gewonnen . . .«

»Ah, ich verstehe! Gut, ich komme mit! Holen Sie Ihren Freund!«

Ralph hatte viel getrunken und war stark angeheitert. Er erklärte sich zu allen Schandtaten bereit, nur ins Bett wolle er noch nicht. So zogen die drei los.

Madame Ophirs Nachtlokal war ehemals eine Methodistenkirche gewesen, die infolge einer Uneinigkeit der Gemeinde meistbietend versteigert worden war. Es zeichnete sich durch die schönsten Mädchen und teuersten Preise aus. Das Erdgeschoß enthielt einen Tanzsaal und dahinter ein großes Zimmer, in dem Madame persönlich mit einem Gefolge ihrer reizendsten Damen bevorzugten Gentlemen Gesellschaft leistete.

Sie traten auf einen halbdunklen Flur und stiegen eine Treppe hinauf. Im ersten Stock klopfte Garrett an eine verschlossene Tür. Ein Neger öffnete und ließ die drei eintreten. Durch ein dunkles Zimmer gelangten sie in einen erleuchteten Raum.

»Na, Norwood!« Garrett deutete nach dem Tisch. »Sie sind heute im Glück! Wer wagt, gewinnt! Wie wär's mit einem Spielchen Monte?«

Einen Augenblick dachte Ralph an seinen Vorsatz, nie wieder zu spielen. Aber die Versuchung war stärker als die Stimme seines Gewissens. Die Geister des Alkohols umnebelten und erhitzten ihn.

Warum sollte er die tausend Dollar, die er heute gewonnen, nicht wagen und vielleicht verdoppeln? Er trat an den Tisch, wo ihm sofort ein Sitz eingeräumt wurde.

Ralph merkte nicht, wie Garrett dem Bankhalter zuzwinkerte, während er sich von diesem eine Fünfhundertdollarnote in Gold umwechseln ließ.

Die Spieleidenschaft hatte ihn wieder mit aller Macht erfaßt, vergessen waren alle guten Vorsätze. Er bestellte bei einem schwarzen Diener ein Glas Grog und eine Zigarre.

Als Garrett nach einer Weile zur Bar trat, wo der Kapitän einen Whisky trank, grinste dieser ihn spöttisch an:

»Na, was macht das Greenhorn?«

»Die Federn haben wir ihm ausgerupft, jetzt geht's an die Haut und das Fleisch!«

»Und wenn das Bürschchen blank ist?«

Garrett zuckte mit den Achseln. Flournoy setzte sein Glas an, doch er trank nicht.

»*Go to hell!*« brüllte in diesem Moment Ralph und sprang auf, daß sein Stuhl umflog. Er bückte sich, riß den Stuhl hoch und schmetterte ihn mit aller Gewalt auf den grünen Tisch nieder, daß dieser zusammenbrach. Das Gold darauf rollte in den Raum, die Karten flatterten umher. Die Männer um ihn wollten Ralph in den Arm fallen, aber er schüttelte sie von sich und schleuderte den zerbrochenen Stuhl nach der Bar, wo er Gläser, Karaffen und Teller in Scherben schlug.

Flournoy war dem Stuhl nur durch eine schnelle Wendung ausgewichen. Er sprang auf Ralph los und packte ihn von hinten mit eisernen Händen, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Garrett sprach beruhigend auf den Wutschäumenden ein, der langsam wieder zur Besinnung kam.

Der Kapitän und Garrett faßten ihn rechts und links und zogen ihn mit guten Worten und Gewalt aus der Tür. So brachten sie ihn die Treppe hinunter in das Zimmer der Madame Ophir.

Verwirrt starrte er die hübschen Mädels an, die ihm auf einen Wink Garretts Gläser mit schäumendem Sekt kredenzten. Er nahm das Glas einer schwarzäugigen Brünetten und goß es hinunter. Willenlos ließ er sich zu einem Diwan führen.

Spät am Vormittag erwachte Ralph Norwood mit einem schauerhaften Katzenjammer in Garretts Boardinghouse. Was nun?

Sein ganzes bares Geld hatte er verspielt, mit dem Kreditbrief des Mister Behrend mußte er Garrett befriedigen. Er war blank. Er verfluchte sich und das Spiel.

Ein Wort zu Frank Arnold, und der Freund würde ihm helfen. Das wußte er. Aber er schämte sich, ihm seinen Rückfall einzugestehen, er redete sich ein, der andere würde ihn mit Vorwürfen demütigen. Nein, er durfte Frank nichts sagen, er wollte ihn, der sicher kein Verständnis für ihn haben würde, nicht wiedersehen, solange er in solcher Lage war. Sein Stolz verbot ihm das. Zum Teufel mit diesem Biedermann und seiner ganzen tugendhaften Gesellschaft, die sich nur in ehrsamer Langweiligkeit vergnügen konnte . . .

Garrett kam und hob Ralphs Stimmung mit Kognak.

Leichthin erbot er sich, ihm Geld zu borgen. Allerdings müsse er zunächst dem Croupier bei Madame Ophir die zweitausend Dollar zurückzahlen, die dieser in der Nacht ihm für Ralph vorausgestreckt habe. Norwood ging darauf sofort mit ihm zur Bank, um den Kreditbrief einzulösen, und gab ihm das Geld.

Nachdem er sich dann überzeugt hatte, daß Frank nicht in Barnums Hotel war, packte er dort seine Sachen, zahlte seine Rechnung und verließ das Hotel, ohne eine Nachricht für Arnold zu hinterlassen. Er mietete sich in einem Boardinghouse in der Nähe von Garretts Unterkunft ein.

»Die paar tausend Dollar bedeuten für einen Mann wie Sie doch nichts!« meinte Garrett. »Ihr Freund Arnold, der Schwiegersohn des reichen Forney, pumpt Ihnen doch bestimmt jeden Betrag.«

»Ich will von ihm und seiner Sippschaft nichts wissen! Hab' keine Lust auf Moralpredigten! Sie sagten, Sie wollten mir aushelfen, Garrett . . . Ich will mein Glück noch mal versuchen!«

»Hm! Allzuviel habe ich auch nicht. Was ich habe, will ich gern mit Ihnen teilen. Aber ein Fehlschlag, und wir sitzen beide auf Sand! Wir müssen Geld zu machen suchen!«

»Das ist schnell gesagt! Aber ich wüßte nicht, wie?«

»Ich weiß es! Eine Reise von Ihnen nach New York, und wir haben Geld genug!«

»Dafür reise ich zehnmal nach New York!«

»Hören Sie gut zu! In meinem Besitz ist der Brief einer bedeutenden New Yorker Bank, die ihre Wechselgeschäfte mit dem Bankhaus Brown & Co. in Baltimore macht. Ich schreibe Ihnen einen Kreditbrief der New Yorker Bank auf Brown & Co. hier und fertige zugleich einen Avisbrief an diese Firma aus.«

Garrett beobachtete verstohlen die Wirkung seiner Worte.

»Wie können Sie diese Briefe schreiben?« staunte Ralph.

»Lassen Sie es meine Sorge sein, daß die Briefe und auch die Unterschriften so stimmen, daß sie anerkannt werden. Sie reisen nach New York und geben den Avisbrief dort auf die Post, kommen gleichzeitig mit ihm wieder hier an, präsentieren den Kreditbrief bei Brown & Co. und empfangen die darin genannte Summe, sagen wir viertausend Dollar, die wir zur Hälfte teilen.«

»Aber das ist ja Urkundenfälschung und offener Betrug!« fuhr Ralph auf.

»Wenn man mich erwischt . . . «

»Pshaw! Unmöglich! Niemand kennt Sie hier, und der Betrag wird sofort ausgezahlt.«

»Aber sie werden dahinterkommen und mir hier nachspüren!«

»*The devil!* Sie können ja gleich abreisen mit dem Geld! Ich habe Sie für mutiger gehalten, für einen Kerl, der Spaß versteht, wenn's gilt, einen ebenso lustigen wie nutzbringenden Streich zu landen.«

Ralph zögerte noch immer.

»Dann beichten Sie Ihrem Freunde Arnold. Für ihn ist es eine Kleinigkeit über Forney . . . «

»Gut, ich mache mit!« unterbrach ihn Ralph.

»Dann besorge ich gleich die Briefe, und Sie können heute noch nach New York abreisen!« Garrett nahm seinen Hut und eilte zur Tür hinaus.

Nach einiger Zeit kam Garrett mit den Briefen.

»Vergleichen Sie die Unterschriften hier mit denen da auf diesem Originalbrief. Ist die Kopie nicht meisterhaft? Und nun kommen Sie! In einer halben Stunden geht das Dampfboot nach New York. Hier ist das nötige Reisegeld! Packen Sie eine Handtasche mit dem Notwendigsten, wir müssen uns eilen. Ich bringe Sie zum Schiff!«

14. WIEDER IM ABGRUND

Das Verschwinden Ralph Norwoods beunruhigte Frank Arnold erst am zweiten Tage. Erst jetzt stellte er fest, daß dieser sein Gepäck abgeholt und seine Hotelrechnung bezahlt hatte. Ein recht sonderbares Verhalten! Was mochte dahinterstecken? Frank wurde nachdenklich, als er vom Portier hörte, daß Ralph in Begleitung eines gewissen Garrett gewesen sei, der nicht gerade den besten Ruf genieße. Durch seinen Schwiegervater ließ er sofort die Polizei Nachforschungen nach Garrett anstellen.

Erst am dritten Tage brachte ein Constabel dem Präsidenten Forney die Nachricht, wo Garrett wohnte. Frank machte sich sogleich nach dem Boardinghouse auf, um sich nach dem Verbleib Norwoods zu erkundigen.

Garrett empfing ihn höflich, leugnete aber, irgend etwas zu wissen. Mit der Bitte, ihn zu verständigen, wenn er von Norwood höre, ging Frank.

Kaum war er fort, da machte sich Garrett auf den Weg zum Hafen. Er mußte eine Weile am Anlegeplatz der New Yorker Dampfer warten, dann zeigte eine Rauchwolke unterhalb des Forts das Erscheinen des Schiffes an.

Ralph war einer der ersten, die über die breite Laufbohle an Land eilten. Seine Augen glänzten, er hatte an Bord fleißig getrunken.

»Der Brief ist besorgt!« rief er.

In bester Laune begaben sich beide in einen Austernkeller, wo sie sich frische Austern von Norfolk und einige Flaschen Porterbier schmecken ließen. Für einen Besuch bei Brown & Co. war es an diesem Tag zu spät.

Früh am nächsten Morgen betrat Ralph das Kontor der Firma Brown & Co. Einer der jungen Leute, die an Schreibpulten saßen, erhob sich und fragte nach seinem Wunsch.

»Ich möchte Mister Brown sprechen. Mein Name ist Johnson.«

»*Very well*, Mister Johnson! Sie sind uns von New York avisiert?«

»Sehr richtig! Mit einem Kreditbrief!«

Der Kommiss holte seinen Chef aus dem Nebenzimmer. Brown begrüßte Ralph höflichst, der ihm den Kreditbrief überreichte.

»Wünschen Sie sofort die ganze Summe, oder genügt Ihnen heute ein Teil?«

Ralph bat um den ganzen Betrag und wurde ersucht, Platz zu nehmen und einen Augenblick zu warten. Dieser Augenblick schien ihm eine Ewigkeit zu dauern. Er mühte sich, gleichgültig und unbefangen zu erscheinen. Wenn Brown jetzt den Betrug entdeckte und nach einem Constabel schickte, um ihn verhaften zu lassen? Er mußte sich bezwingen, nicht aufzuspringen und davonzulaufen.

Ein paar Minuten später eilte Ralph erleichterten Herzens mit der Anweisung über viertausend Dollar auf die Straße. Mit großen Schritten ging er davon und verschwand um die nächste Straßenecke. Dort kam ihm schon Garrett entgegen.

»Alles gut gegangen?«

Ralph zog die Anweisung aus der Brusttasche.

»Verdammt!« rief Garrett. »Die lautet ja auf die Bank Forneys! Mich kennt man dort. Und wenn Sie das Geld kassieren und Forney erblickt Sie, dann sind wir geliefert! Wenn wir aber einen Dritten einweihen und hinschicken, müssen wir ihm abgeben.«

Er überlegte.

»Ich hab's!« fuhr er plötzlich auf. »Vielleicht ist Forney noch nicht auf der Bank. Ich mache ihm einen Besuch unter dem Vorwand, ob Arnold Nachricht über Sie erhalten hat, und halte Forney, wenn er zu Hause ist, lange genug fest, daß Sie inzwischen auf der Bank das Geld abheben können. Sonst kennt Sie dort ja niemand!«

Er eilte mit Ralph zu einer Droschke. Vor Forneys Haus ließ er halten. Er zog an der Türglocke und winkte zurück, als er von dem öffnenden Diener erfuhr, daß der Präsident zu Hause sei. Und der Kutscher fuhr Ralph weiter zur Bank.

Forney war im Begriff, sich ebenfalls zur Bank zu begeben, als Garrett ihm gemeldet wurde. Er wollte den Besucher kurz abfertigen: man habe von Mister Norwood noch nichts gehört.

»Vielleicht habe ich eine Möglichkeit, ihn aufzufinden,« erklärte Garrett schnell. »Ich müßte allerdings etwas Handschriftliches von ihm sehen.«

»Mein zukünftiger Schwiegersohn besitzt sicher ein Schreiben seines Freundes. Er dürfte bald hier sein. Vielleicht kommen Sie noch einmal wieder.«

Aber Garrett tat sehr wichtig und eilig. Ob er nicht auf Arnold warten könne. Der Präsident fügte sich. Es verging eine Viertelstunde, bevor Arnold kam. Er hatte einige Notizen von Ralph in seiner Briefftasche und zeigte sie Garrett, der nun lebhaft bedauerte, sich geirrt zu haben und einer falschen Spur nachgegangen zu sein. Er entschuldigte sich, Forney so lange aufgehalten zu haben, und empfahl sich rasch.

Kopfschüttelnd sahen Arnold und der Präsident ihm nach. Garrett aber eilte nach Norwoods Boardinghouse, wo er diesen bereits antraf. Er hatte die Banknoten erhalten, und beide teilten den Raub.

Es war am späten Abend. Im hellen Schein zahlreicher Fackeln drängten sich ein paar hundert Männer vor einem Wirtshaus draußen vor der Stadt: Hier und dort stand ein Mann mit einem Hahn auf dem Arm und zeigte ihn der Menge, wobei er das Tier liebkooste und laut seine Schönheit, Größe, Kraft, Ausdauer und namentlich seinen Mut pries. Herausfordernd krächte der Gockel, worauf ihm sofort von anderen Hähnen geantwortet wurde.

In Gruppen stritt man sich eifrig über Vorzüge und Mängel der Kampfhähne und schloß Wetten auf sie ab. Die Schiedsrichter, die inzwischen im Wirtshaus gewählt worden waren, kamen heraus und schnitten den Hähnen die Halsfedern und Schwänze ab. Dann prüften sie beim Fackelschein die dreischneidigen, drei Zoll langen spitzen Stahlsporen und befestigten sie mit Lederriemen den Hähnen an ihren natürlichen Sporen, nachdem man diese mit einer feinen Säge verkürzt hatte.

Eine Trompete rief die Menge zum nahegelegenen Kampfplatz. Der Boden war in einem Kreis von zwanzig Schritt Durchmesser fest gestampft und mit einer niedrigen Einzäunung umgeben. An dieser stellten sich die Fackelträger auf und drängten sich die Zuschauer.

Die Schiedsrichter nahmen einander gegenüber Platz und riefen die Eigentümer der beiden ersten Hähne zum Kampf auf. Sie brachen sich Bahn durch die Masse.

So folgte Kampf auf Kampf, bis keine Hähne mehr vorhanden waren. Es war gegen Mitternacht, als die Fackeln erloschen. Die Männer begaben sich ins Wirtshaus, um bei einem Trunk ihre Wetten abzurechnen.

Ralph Norwood hatte im Lauf des Abends 500 Dollar an Mac Dower, 300 an Flournoy und noch einige andere Wetten verloren, so daß er die Hälfte des am Morgen erschwindelten Geldes weggeben mußte. Er befand sich in gereizter Stimmung und trank unmäßig.

Als er am nächsten Mittag in jämmerlicher Verfassung in seinem Zimmer erwachte, konnte er sich kaum noch an die Ereignisse der Nacht erinnern. Er wußte nur noch, daß er mit Mac Dower und Garrett bei Madame Ophir gelandet war, daß er wieder an dem grünen Tisch mit den Karten und den Goldstücke gestanden hatte.

Ein Gefühl wilder Angst trieb ihn aus dem Bett. Mit zitternden Händen zog er die Brieftasche aus seinem Rock. Leer! Auch nicht einen Dollar hatte man ihm gelassen! In ohnmächtiger Wut raste er. Er zog sich an und stürmte davon. Er mußte Garrett sprechen! Aber Garrett war nicht in seinem Boardinghouse. Mehrmals noch fragte er im Lauf des Tages nach dem Spieler. Vergeblich.

Am nächsten Morgen war es ihm klar, daß Garrett sich verleugnen ließ. Da hinterließ er ihm einen Brief, in dem er drohte, selber den Betrug bei Brown & Co. anzuzeigen, wenn Garrett ihm nicht aus der Patsche helfen und wenigstens die Rückkehr in die Heimat ermöglichen würde.

Es war ein herrlicher Dezembertag. Der Sommer schien dem Winter die Herrschaft streitig machen zu wollen. Der Himmel wölbte sich in seinem reinsten Blau über Land und See, kein Wölkchen war zu erblicken.

Dem Hause des Präsidenten Forney strebten an diesem Vormittag viele stattliche Karossen zu, denen fein gekleidete Damen und Herren entstiegen, um die Marmortreppe hinauf zwischen den weit geöffneten Flügeltüren zu verschwinden.

Heute sollten Frank Arnold und Eleanor Forney getraut werden. Im großen Saal versammelten sich die Festgäste. Um elf Uhr

erschien der Geistliche. Gleich darauf kam Frank in Begleitung zweier junger Marineoffiziere.

Dann führten die beiden Brautjungfern die lieblich errötende Eleanor in den Saal. Der Geistliche sprach einfach, doch herzergreifend. Er erteilte dem jungen Paar seinen Segen, die Ringe wurden gewechselt. Frank und Eleanor gaben sich den Kuß ewiger Liebe und Treue und empfangen dann die Glück- und Segenswünsche aller Anwesenden.

Nun war das Haus nach Landessitte für jedermann geöffnet. Alle Räume begannen sich mit Bekannten und mit Fremden zu füllen, die der jungen Frau huldigten und sich dann in den Saal begaben, wo auf einer langen Tafel die gebräuchlichen riesenhafte[n] Fruitcakes und die besten Weine und Getränke aufgestellt waren. Jeder kostete von dem Kuchen und trank auf das Wohl der jungen Eheleute.

Bis zum Abend dauerten diese Besuche an, dann beschränkte sich allmählich die Zahl der Gäste auf die nächsten Freunde der Familie . . .

In der Nacht zog vom Norden her schweres Gewölk am Himmel auf. Ein schneidend kalter Wind strich über das Land, und als der Morgen kam, trieb er Schneegestöber vor sich her.

Präsident Forney stand am Fenster des Frühstückszimmers und schaute hinaus in das weiße Flockengewirbel. Plötzlich schlangen sich ihm von hinten zwei Arme um den Hals.

Eleanor und Frank waren leise in das Zimmer getreten. Eleanor küßte den Vater, und Frank drückte ihm warm die Hand. Sie setzten sich an den Frühstückstisch. Bald darauf brachte ein Diener die Morgenzeitung. Forney nahm sie nach seiner Gewohnheit und blätterte sie durch.

»Lafayette, der alte Kämpfer für unsere Freiheit, hat unsere Einladung angenommen und wird uns im kommenden Jahr besuchen,« berichtete er. »Da sind wieder ein paar Dampfboote explodiert. Aus Georgia nichts Neues. Aber hier hat ein Gauner die

Firma Brown & Co. mit einem gefälschten Kreditbrief über vier-tausend Dollar hereingelegt. Ich bin mit Brown befreundet . . . Hm . . . «

Der Präsident faltete die Zeitung zusammen und steckte sie in die Rocktasche. Dann erhob er sich.

»Kinder, ich muß zur Bank!«

Er gab Eleanor einen Kuß und Frank die Hand und ging.

»Nanu? Vater nimmt die Zeitung doch sonst nicht mit?« sagte die junge Frau. »Da steht irgend etwas drin, was er uns nicht wissen lassen möchte! Er machte plötzlich ein so eigentümliches Gesicht.«

»Das werden wir bald heraus haben!«

Frank schellte dem Diener und trug ihm auf, noch eine Nummer der Morgenzeitung zu besorgen.

Neugierig blätterten beide nach.

»Hier steht der Artikel über den Betrug an Brown! Da ist der Gauner beschrieben . . . Um Gottes willen . . . !«

»Die Beschreibung paßt genau auf . . . Norwood!« sagte Eleanor leise.

»Unmöglich!« stieß Frank hervor. »Sie paßt auch auf hundert andere! Und doch, warum ist er so sonderbar verschwunden? Vielleicht hat ihn dieser Garrett wieder zum Spiel verleitet, und in der Not . . . «

»Da hätte er sich doch nur an dich zu wenden brauchen!«

»Falsche Scham führt oft zum Verbrechen! Ich will hoffen, daß Ralph es nicht gewesen ist . . . «

Frank warf die Zeitung ins Feuer des Kamins.

15. PIRATENHOCHZEIT

»Wann werden wir endlich segeln, Käpt'n?« fragte Ritcher, der Obersteuermann des ›Sturmvogels‹. »Ich weiß kaum mehr, wie ich die Leute beschäftigen soll. Und in der Stadt munkelt man schon darüber, daß sie nur unter meiner Aufsicht an Land gehen.«

»Glauben Sie, mir macht das Warten Spaß?« knurrte Flournoy. »Wir dürfen nur einen Tag früher als die ›Tritonia‹ segeln, sonst entwischt sie uns. Unten bei Kap Henry ist um diese Jahreszeit oft wildes Wetter und dicke Luft. Wenn wir uns zu weit von der Brigg entfernen, könnte es uns schwer werden, sie aufzufinden.«

»Segelt sie durch den Bahamakanal, so läuft sie uns gerade in die Zähne. Wie ich gehört habe, wartet der Alte noch auf Mehl. Ob sich die Beute überhaupt lohnt?«

Flournoy warf ihm einen stechenden Blick zu.

»Sie sollen fünfhundert Dollar extra haben . . . unter einer Bedingung . . . «

»Weiß Bescheid, Käpt'n!« grinste der Obersteuermann. »Ist ja nicht unser erster Handel! Ich liefere Ihnen dafür die schwarzäugige Schöne von drüben?! Sollen sie haben! Zeigen Sie mir nur eine Mastspitze der ›Tritonia‹ auf See!«

Flournoy wandte sich dem Ausgang seiner Kajüte zu und verließ das Schiff.

In einer stillen Seitenstraße der Stadt lag ein einstöckiges, drei Fenster breites Backsteinhaus mit einem kleinen Garten dahinter. Eine hohe weiße hölzerne Treppe führte zur Eingangstür hinauf. Es war das Eigentum des Buchhalters Terrel, eines braven pflichtgetreuen Mannes, der nur seiner Arbeit und Familie lebte. Von seinen fünf Kindern war die hübsche Melanie, die an jenem Abend bei Ballard so tiefen Eindruck auf Flournoy gemacht hatte, die älteste.

Seither hatte der Kapitän es verstanden, sich öfters mit dem harmlosen Mädchen zu treffen. Da er bald erkannte, daß er sein Ziel nicht anders erreichen konnte, hatte er ihr einen Heiratsantrag gemacht. Glückstrahlend hatte Melanie sich den Eltern offenbart.

Klopfenden Herzens erwartete sie heute abend die Heimkehr des Vaters vom Geschäft. Denn als vorsichtiger Mann hatte dieser

seine Zustimmung vom Ergebnis seiner Erkundigungen über den Kapitän abhängig gemacht.

Später als gewöhnlich kam der Vater. Bei der Mahlzeit war er schweigsamer als sonst. Nach Tisch schickte er die kleineren Geschwister aus dem Wohnzimmer.

»Melanie!« sagte er ernst. »Die Auskünfte über Flournoy sind wenig gut. Vor Jahren war er Steuermann auf einem Ostindienfahrer. Dann hat er sich als Berufsspieler in der übelsten Gesellschaft herumgetrieben. Jetzt ist er allerdings Kapitän eines Schiffes, an dem er auch beteiligt sein soll. Es gehört angeblich einer Reederei in Havanna, aber es laufen allerlei dunkle Gerüchte darüber herum. Flournoy ist nicht der Mann, dem ich mein Kind anvertrauen möchte.«

Schreckensbleich starrte Melanie den Vater an.

»Das . . . das kann nicht wahr sein!« stieß sie hervor.

»Ich habe bereits nach Havanna geschrieben,« beschwichtigte der Buchhalter. »Kind, ich will doch nur dein Glück! Lautet die Auskunft von dort günstig, so habe ich nichts gegen deine Verbindung mit Alfred Flournoy.«

»Mein Glück, Vater?! Ohne ihn gibt es für mich kein Glück mehr!«

»Sei vernünftig, Mädchel! Ich habe Flournoy bereits einen Boten mit einem Brief geschickt, daß er seine abendlichen Besuche bei uns solange einstellen möchte, bis ich Nachricht von Kuba habe. Wenn er wirklich ein Ehrenmann ist, wird er danach handeln.«

Auch die Mutter redete Melanie zu, Geduld zu haben. Aber das sonst so sanfte Mädchen war außer sich und wies alle Verdächtigungen Flournoys heftig zurück. Schließlich brach sie in Tränen aus und lief fort auf ihre Kammer.

Melanie hatte sich auf ihr Bett geworfen und weinte sich aus. Da klang plötzlich ein heller Ton an ihr Ohr. Sie horchte auf. Noch einmal derselbe Ton! Er kam von einem Steinchen, das gegen ihre

Fensterscheiben geworfen worden war. Sie sprang auf und eilte ans Fenster, schob den Vorhang zur Seite.

Auf der Straße stand im matten Licht der Laterne die ihr nur zu wohl bekannte Gestalt Flournoys. Er winkte mit der Hand in der Richtung hinter das Haus und verschwand.

Melanie griff sich einen großen Schal und warf ihn sich um. Dann huschte sie leise aus ihrem Zimmer, über den Flur, aus dem Hause und in den Garten. Flournoy schwang sich behend über den niederen rückwärtigen Bretterzaun. Sie warf sich ihm in die Arme.

»Man will uns trennen!«

Er drückte sie an sich und küßte sie begehrllich.

»Wenn du willst, traut uns der Friedensrichter morgen abend,« flüsterte er. »Dann kann uns keine Macht der Erde mehr trennen!«

»Ob ich will!!! Es fällt mir nicht leicht, die Eltern zu verlassen, aber dir folge ich überallhin! Wann werden wir in See gehen?«

»In dieser Jahreszeit kann ich dich unmöglich mitnehmen, mein Liebling! So gern ich es möchte! Nein, nein, die See ist oft fürchterlich! Ich kehre ja bald zurück, und auf meiner nächsten Reise kannst du mich dann begleiten. Inzwischen miete ich uns hier in einem guten Boardinghouse ein, wo du auf mich warten wirst.«

Diese baldige Trennung nach der Hochzeit war Melanie gar nicht recht, aber schließlich fügte sie sich. Der Treffpunkt für den nächsten Abend wurde noch vereinbart, dann schlich sich das Mädchen ins Haus zurück.

Es war am Abend des nächsten Tages. Flournoy kleidete sich in seiner Kajüte für die Trauung um. Sein Obersteuermann saß auf einem Schemel und paffte aus einer kurzen Pfeife.

»Die wievielte Frau ist das eigentlich, die Sie heiraten, Käpt'n?« fragte er grinsend.

Flournoy knüpfte sich vor dem Spiegel das weiße Halstuch in eine zierliche Schleife.

»Was weiß ich?« lächelte er zynisch. »Es gibt noch viele Häfen, in denen keine Frau auf mich wartet. Und ich finde es recht angenehm, wenn man überall gleich zu Hause ist.«

»Die arme Melanie! Ihre Flitterwochen werden nur ein paar Tage dauern! Warum nehmen Sie sie eigentlich nicht mit auf die Reise?«

»Ich muß die schöne Eloise haben! Zwei Weiber an Bord, das gäbe eine schöne Eifersucht! Nein, es ist besser, Melanie führt meinen Haushalt in Baltimore und sehnt sich hier nach meiner Rückkehr.«

Flournoy nahm seinen Frack aus dem Schrank und zog ihn an. Bald darauf erschienen die Heiratszeugen, Garrett und Mac Dower. Der Kapitän ließ eine Flasche Wein bringen.

»Auf das Wohl meiner schönen Braut!« sagte er und hob sein Glas.

»Hoffentlich hat der alte Tintenkleckser nicht inzwischen den Braten gerochen und sein Töchterchen eingesperrt!« lachte Mac Dower.

»Das will ich nicht hoffen!«

Flournoy schraubte das Licht der Ampel, die über dem Tisch hing, zu einer kleinen Flamme herab, ergriff seinen Mantel und verließ mit den beiden Besuchern die Kajüte, das Schiff und den Anlegeplatz.

Eine Kutsche brachte sie in schnellem Trab davon.

Mit klopfendem Herzen stand Melanie mit ihrer Freundin Olivia auf dem Platz des Stelldicheins und wartete auf den Geliebten. Endlich tauchte aus der Dunkelheit ein Wagen auf. Die Mädchen erkannten Flournoy, der heraussprang und auf sie zueilte. Er begrüßte sie artig, sprach mit scheinbar bewegter Stimme einige Worte des Dankes an Olivia und zog Melanie mit sich fort in den Wagen, der davonrollte.

Eine Viertelstunde später verließ Flournoy mit Melanie und den beiden Trauzeugen den Wagen in einer einsamen Gasse, in

der nur wenige düstere Laternen brannten. Mac Dower zog an der Schelle eines niedrigen Backsteinhauses. Man hatte sie erwartet, die Tür öffnete sich sogleich. Sie traten in das Haus. Man führte sie in ein erleuchtetes Zimmer, in dem der angebliche Friedensrichter ihrer bereits harrete.

Mit gut gespielter feierlichem Ernst ließ der falsche Beamte sich die Namen des Brautpaares und der Zeugen nennen und trug sie in ein Buch ein. Dann vollzog er »im Namen des Gesetzes« die Trauung.

»Nun bist du für immer mein!« flüsterte er.

Dann drückte er dem falschen Friedensrichter ein paar Goldstücke in die Hand, dieser verneigte sich grinsend. Man ging.

Der Morgen war heraufgedämmt. Schweigend saß die Familie des Buchhalters Terrel am Frühstückstisch. Erst bei Tagesanbruch hatte man die Flucht Melanies gemerkt. Der Vater rührte finster in seiner Kaffeetasse, die Mutter wischte sich die Tränen aus den Augen, die Kinder saßen bedrückt. Sie nahmen ihre Bücher und schlichen sich zur Schule davon.

»Das ist nun der Dank für alle Pflege und Sorge!« grollte der alte Terrel. »Geht heimlich mit einem fremden Manne durch, der im schlechtesten Ruf steht!«

»Gott mag wissen, wie sich das Kind so betören lassen konnte!« seufzte seine Frau.

Die Hausglocke schellte. Terrel eilte hinaus. Gleich darauf kam er mit einem Brief zurück, den er bereits geöffnet hatte und las.

»Sie ist verheiratet und bittet uns um Vergebung. Sie sei glücklich! Gebe Gott, daß sie es bleibt!«

»Vielleicht ist Flournoy nicht so schlimm wie sein Ruf,« meinte die Mutter aufatmend. »Die Liebe wandelt oft einen Mann und macht aus den tollsten Burschen brave Familienväter!«

»Ich möchte es Melanie wünschen, aber ich kann es leider nicht glauben!«

Der Buchhalter hüllte sich in seinen Mantel, nahm Hut und Regenschirm und begab sich ins Geschäft.

16. RALPH NORWOODS FLUCHT

Ralph Norwood war verzweifelt. Garrett hatte auf seinen Brief nichts von sich hören lassen. Nun machte man ihm im Boarding-house bereits Schwierigkeiten! Nicht einen Tag länger würde man ihn ohne Bezahlung dulden. Wohin dann? Und wie sollte er ohne Geld seine Heimreise bewerkstelligen? Dazu kam noch die Furcht vor Entdeckung und Verhaftung. Wie ein Tiger im Käfig, so rannte er in seinem engen Zimmer auf und ab.

Da öffnete sich die Tür, und Garrett trat eilig herein. »Heute erst bekam ich Ihren Brief, Norwood! Ich war ein paar Tage verreist. Kommen Sie, unten wartet ein Wagen! Sie müssen Baltimore sofort verlassen. Brown hat unseren Spaß veröffentlicht, und in allen Zeitungen steht eine ausgezeichnete Beschreibung von Ihnen! Kommen Sie, Ihre Schulden hier habe ich schon berappt!«

»Wohin denn nun?« fragte Ralph, als der Wagen mit ihnen fortrollte.

»In ein sicheres Versteck! Dort müssen Sie es ein paar Tage aushalten, bis Kapitän Flournoy abfährt. Ich werde mit ihm sprechen, daß er sie bis Norfolk mitnimmt, von wo Sie mit dem Dampfschiff weiter nach Richmond fahren können.«

Sie verließen die Stadt auf der Landstraße nach Philadelphia. In weniger als einer Stunde hielt der Wagen mitten im hohen Walde unweit der Straße vor einem kleinen Bretterhaus an. Eine ältere Frau, eine hagere knochige Gestalt mit unordentlichen schwarzen Haaren und stechenden Augen, begrüßte Garrett beim Aussteigen.

»Hallo, Missis Sloan!« sagte er. »Ich bringe Ihnen Besuch für ein paar Tage!«

Die Frau rückte ihren Besuchern einen Stuhl mit halber Rückenlehne und eine alte Kiste zum Sitzen ans Feuer. Garrett

erklärte ihr, daß Ralphs Anwesenheit geheim bleiben müsse. Es sei nicht ausgeschlossen, daß er verfolgt würde.

»Wenn's weiter nichts ist!« sagte die Frau. »Der Herr geht bei Tag auf die Jagd, dort im Schrank steht eine gute Doppelflinte. Wenn er mit der Dunkelheit nach Hause kommt, verschließen wir die Tür. Sollte man uns einen nächtlichen Besuch machen, so kennen Sie ja den Weg, Mister Garrett: hinauf auf den Boden und dann am Seil aus dem Dachfenster hinaus! Hier ist man außer aller Gefahr.«

Trotzdem empfahl Garrett alle Vorsicht. Er versprach Ralph, dem das Versteck gar nicht behagte, baldigst von sich hören zu lassen, drückte der Frau noch einige Dollar in die Hand und fuhr wieder nach Baltimore zurück.

Dort suchte er noch am selben Abend Flournoy auf und bat ihn, Ralph bis nach Norfolk mitzunehmen. Aber der Kapitän weigerte sich. Sein Schiff werde sicher bei der Abfahrt beobachtet. Man würde Norwood sogleich fangen und ihm selber allerlei Schere-reien machen.

»Der Mann muß aus Baltimore verschwinden, sonst zieht er mich noch in die Geschichte herein, wenn man ihn schnappt!« Garrett dachte eine Weile nach. »Ich werde mit ihm zehn Meilen von hier bei Swanspoint auf Sie warten. Wenn Sie dort vorbeifahren, holen Sie ihn an Bord?!«

»*All right*, das will ich tun,« sagte Flournoy.

Der Tag versank. Die letzten glühenden Strahlen der Sonne färbten die Schneemassen auf Wald und Flur mit einem rötlichen Schimmer.

Garrett trat in den warmen, erleuchteten Stall, in dem er mit Ralph die Reitpferde ausgeliehen hatte, und fragte nach denselben Tieren, die sie damals bei dem Wettrennen gehabt hatten.

»So spät und bei der Kälte wollen Sie reiten?« fragte der Stallbursche.

»Ein kleines Abenteuer!«

»Muß aber eine heiße Liebe sein!« scherzte der Wärter, während er den Pferden Sattel und Zeug auflegte. »Wollen Sie denn beide Tiere zugleich reiten?«

»Den Fuchs nehme ich an die Hand.«

Garrett bestieg den Schimmel und ließ sich den Zügel des Fuchses reichen. Der Bursche öffnete das Tor und rief ihm nach:

»Viel Vergnügen, Mister Garrett! Und Vorsicht, daß Sie sich nicht erkälten – trotz der heißen Liebe!«

Im Galopp jagte der Spieler dahin, nur hin und wieder gab er den Tieren etwas Zeit zum Verschnaufen.

Dunkel lag die Hütte der Witwe Sloan in dem stillen verschneiten Walde. In den Fensterscheiben spiegelte sich das Mondlicht. Garrett klopfte Norwood heraus.

»Kommen Sie! Flournoy verläßt morgen früh Baltimore. An der Landspitze von Swanspoint will er Sie mit einem Boot abholen. Damit wir uns nicht verspäten, ist es besser, wir reiten sofort dorthin.«

Norwood hüllte sich fröstelnd in seinen Mantel.

»Wir können doch nicht die Nacht im Freien verbringen!«

»Brauchen wir auch nicht! Auf der Landspitze, sie sich weit in die Bay hineinerstreckt, wohnt ein freier Neger mit seiner Familie. Er lebt von der Jagd. Ich bin schon häufiger bei ihm eingekehrt, denn meilenweit im Umkreis gibt es keine andere Hütte. Er wird uns gern einen Kaffee machen, und am Morgen gehen wir dann auf die Landzunge, um Flournoy's Boot zu erwarten.«

»Na, ich bin froh, daß ich aus der dreckigen Bude da heraus bin,« sagte Ralph und schwang sich auf den Fuchs.

Einzelne Wolken trieben eilig am Mond vorüber. Die Reiter schlugen einen scharfen Trab an. Der Wind wehte stärker, es wurde immer kälter. Die Straße führte aus dem Wald heraus über buschbestandenes Weideland.

Garretts Ortskenntnis führte sie richtig nach ihrem Ziel, der einsamen Blockhütte des Negers.

Sie trommelten den Neger aus dem Schlaf.

»Hallo Dick, aufgemacht! Ich bin's, Garrett, mit einem Freunde! Wir möchten uns bei dir ein wenig wärmen!«

Ein kräftiger Neger öffnete freundlich grinsend. Er rückte dienstfertig zwei Stühle vor das Kaminfeuer, das seine Frau anblies.

»Wir erwarten mit Tagesanbruch an der Landspitze ein Schiff, das meinen Freund hier an Bord nehmen will. Der Kapitän wird ein Boot aussetzen, um ihn zu holen,« sagte Garrett.

Die Negerfrau reichte den heißen duftenden Kaffee mit Honig herum. Das heiße Getränk erwärmte die Besucher vollends wieder. Von Zeit zu Zeit blickte der Neger aus der Tür.

»Es wird bald Tag,« sagte er. »Wenn die Herren das Schiff nicht verfehlen wollen . . . «

»Lieber etwas früher da sein, als zu spät!« erklärte Ralph und erhob sich.

Aus einem Verschlag neben dem Kuhstall holte der Neger noch einen ungewöhnlich großen schwarzen Neufundländer Hund, der sofort den drei Männern auf einen schmalen Pfad durch das Holz voranlief.

Schon nach wenigen Minuten sahen sie die weite Bay vor sich liegen.

Die See ging hoch, zischend und brausend schlugen die Wogen an die hohen Ufer beiderseits der Landzunge. Düstere Wolken jagten am Himmel, ließen den Mond nur für Augenblicke durchscheinen.

Der bleiche Schimmer des neuen Tages breitete sich rasch am östlichen Himmel aus. Das Mondlicht verlor seine Kraft.

Der Morgen dämmerte.

»Das ist der ›Sturmvogel!« rief Garrett beim Anblick des schwarzen Schiffes, das unter vollen Segeln vor dem Wind daherkam.

Sie winkten mit Hüten und Taschentüchern und schauten nach dem Boot aus, das vielleicht schon ausgesetzt war, Ralph an Bord zu holen. Aber das Schiff wandte seinen Bug vom Lande ab und steuerte wieder auf die Bay hinaus, ohne ein Boot zu schicken. »Verdammt, er segelt vorbei!«

Enttäuscht blickten sie dem Schiff nach.

»Kommen Sie, ich bringe Sie an Bord!« rief da der Neger.

Er sprang den beiden voran nach der Bucht, wo sein kleines Fahrzeug lag. Alle packten mit an, das Boot flott zu machen . . . In wenigen Minuten trug sie das kleine Fahrzeug mit prallem Segel durch die hohe Brandung in die stürmische See.

Auf und ab schoß das Boot durch die Wogen, die zischend aufschäumten. Sie näherten sich dem »Sturmvogel«, der um die Untiefen der Landspitze einen großen Bogen beschreiben mußte.

Doch da wurden auf dem »Sturmvogel« noch mehr Segel aufgezogen, mit vergrößerter Schnelligkeit jagte er dahin. Mächtige Wellen warf er. Ralph und Garrett brüllten aus Leibeskräften. Aber Flournoy winkte ihnen ab. Das stolze Schiff rauschte vorüber und davon.

»Elender Schuft!« fluchte Ralph und blickte in verzweifelter Wut dem Enteilenden nach.

»Es hat keinen Zweck! Kehren wir um!« sagte Garrett.

»Achtung, ich wende! Halten Sie das Segel!« schrie der Neger.

Ralph und Garrett packten mit aller Kraft das Segel, um es am Mast zusammenzuziehen, während Dick das Ruder wandte. Doch da stieß der Sturm plötzlich so heftig an seine Falten, daß er ihren Händen entrissen wurde und sich mit einem Knall aufblähte. Der Mast wurde auf das Wasser hinuntergepreßt, und das Boot schlug um. Seine drei Insassen stürzten in die wogende See.

Als Ralph wieder auftauchte, sah er das Boot kieloben auf den Wellen treiben. Darauf hockte heulend und bellend der angekettete Hund. Ralph entledigte sich seines Mantels, um besser schwimmen zu können. Dicht bei ihm tauchte jetzt der Neger, von Garrett in Todesnot umklammert, auf. Beide rangen, doch vergeblich suchte der Neger sich zu befreien. Plötzlich waren beide verschwunden.

Eine Woge faßte Ralph und trug ihn mit sich der Landzunge zu. Er war ein guter Schwimmer und kämpfte um sein Leben. Woge um Woge rollte ihn der Küste näher. Er wurde durch die Brandung auf das Ufer hinaufgeworfen, und ehe ihn die folgende Welle wieder erreichen und herabziehen konnte, hatte er mit letzter Kraft das sichere Land erklommen.

Zitternd vor Kälte richtete er sich auf. Vom »Sturmvogel« war nicht mehr viel in der Ferne zu erkennen. Das gekenterte Boot mit dem Hund darauf trieb weit draußen in der Bay. Von Garrett und dem Neger war nichts zu sehen. Ralph fror erbärmlich in seinen nassen Kleidern.

Er rannte nach der Hütte des Negers und erzählte der Frau scherzend, er sei ins Wasser gefallen und wolle sich trocknen, während Dick mit seinem Freunde draußen geblieben sei, um ihn auf das Schiff zu bringen. Das Schiff, das ihr Junge gemeldet habe, sei noch nicht das richtige gewesen.

Die Frau fachte die Glut am Kamin an und gab Ralph eine Decke, die er sich umhängte, während er seine Kleider trocknete.

Ralph war froh, als seine Sachen endlich wieder trocken waren. Für Hut und Mantel, die er im Wasser verloren hatte, kaufte er der Negerin einen alten Filz und eine gräßliche alte, aber dicke Jacke ihres Mannes ab. Auch einige Lebensmittel ließ er sich einpacken. Dann sattelte er den Schimmel Garretts, der mit Futter wohl versorgt gewesen war, und ritt davon, nachdem er der Frau einige Dollar in die Hand gedrückt hatte.

Bei der ersten Farm, die er erreichte, erkundigte er sich nach der Landstraße nach Washington. Bereitwillig wies man ihm den Weg. Gegen Abend stieß er auf ein einsames Gasthaus, wo er übernachtete. Früh am andern Morgen war er wieder zu Pferd.

Drei Tage ritt er so nach Süden. Dann verkaufte er in einem Städtchen Virginias den Schimmel für hundert Dollar und setzte nun die Reise nach Florida mit der Post fort.

17. DER SCHIFFBRUCH DER »TRITONIA«

Der Sturm nahm in dieser Nacht noch an Heftigkeit zu. Bei Tagesgrauen wuchs er sich fast zum Orkan aus. Alle Schiffe hatten in einer der vielen Buchten der Bay Zuflucht gesucht. Leer und öde lag dieses sonst so belebte Gewässer.

Nur ein Schiff kam mit dem Sturm dahergejagt und trug immer noch mehr Segel, als ein anderer es bei solcher See gewagt haben würde. Es war die »Tritonia«, die am Morgen zuvor Baltimore verlassen hatte.

Mit lackiertem Hut und in Ölzeug stand der alte Dosamantes auf dem Verdeck über der Kajüte neben dem Matrosen, der das Schiff steuerte, und beobachtete jede Bewegung des Fahrzeuges, über das vom Bug her die Wellen spritzten.

Es war heller Tag, als Kap Henry und Kap Charles in Sicht kamen. Bald darauf gewahrte er auch ein Fahrzeug, das südlich der Durchfahrt unter wenig Segeln gegen den Sturm ankämpfte. Er rief seinen Steuermann Strabo zu sich, reichte ihm das Fernglas und deutete stumm auf das Schiff, das augenscheinlich weder in die Bay hinein noch in den Atlantik hinaus wollte.

»Wäre das Schiff schwarz, so würde ich es für unsern Nachbarn in Baltimore halten,« meinte Strabo schließlich.

»Die Ähnlichkeit im Bau und der Takelung ist auffallend. Aber es ist weiß und kann darum nicht der ›Sturmvogel‹ sein.«

»Sonderbar! Bei solchem Wetter hält man sich doch nicht zum Spaß so nahe an der Küste!«

Sie ließen das Schiff nicht aus den Augen. Als sie näher kamen, konnten sie außer dem Mann am Steuer niemanden an Deck bemerken. Sie hielten auf Kap Henry zu, auch das fremde Schiff hielt jetzt in dieser Richtung.

»Mehr Ost bei Nord!« befahl Dosamantes dem Mann am Ruder.
»Wir wollen den Schoner dort vor uns vorüber lassen.«

Er hob wieder das Fernrohr ans Auge und fuhr plötzlich erschrocken zurück.

»Um Gottes willen! Es ist der ›Sturmvogel! Ich habe Flournoy erkannt!«

Er befahl noch mehr Segel zu setzen und Nord-Nord-Ost vor Kap Charles vorüberzusteuern. Die Masten beugten sich unter dem Druck. Die »Tritonia« schoß noch schneller durch die tobende See. Nahm Woge um Woge, glitt von hohem Kamm hinab in die Tiefe, daß es schien, sie werde vom nächsten Wellenberg begraben. Durch ihr schnelles Manöver hatte sie einen bedeutenden Vorsprung gewonnen.

Auch der »Sturmvogel« hatte gewendet und mehr Segel gesetzt. Er folgte.

Eloise kam auf Deck gestürzt. Der Sturm löste ihr Haar und ließ es wild flattern. Er preßte ihr die Kleider um die schlanken Glieder, mühsam kämpfte sie sich zu ihrem Vater.

»Bei allen Heiligen, ist es wahr? Der ›Sturmvogel‹ verfolgt uns?«

Dosamantes nickte.

»Geh hinunter, Eloise! Der Wind könnte eine Segelstange herabschlagen!«

»Nein, Vater, ich bleibe bei dir!«

In diesem Augenblick stieg auf dem Piraten eine Rauchwolke auf. Pfeifend sauste eine Kanonenkugel über die »Tritonia« hin und verschwand mit einer Fontäne in einer sich auftürmenden, heranrollenden Woge.

»Geh, Kind, geh unter Deck! Er schießt, und die nächste Kugel kann unsere Takelage treffen!«

Aber Eloise blieb bei ihrer Weigerung. Angstvoll wartete man auf das Aufsteigen des Rauches, der die nächste Kugel ankündigte. Aber da brach plötzlich das große Segel am Hauptmast des »Sturmvogels« herab und flog, vom Sturm gezerzt, an den Tauen hin und her.

»Gott, der Allmächtige, kommt uns zu Hilfe!« rief Eloise.

Wütend jagte Flournoy seine Matrosen die Wanten hoch. Sie schwankten in den Rahen weit über der tobenden See, der Sturm fing sich in ihren Kleidern und drohte sie jeden Moment hinabzuschleudern, während sie das schwere Segel heranzuziehen und aus den Tauen der übrigen Segel zu lösen suchten.

Bald war der Schaden auf dem »Sturmvogel« notdürftig wieder hergestellt, und in voller Jagd ging es nach Süden zu hinter der »Tritonia« her, die längst außer Reichweite des Geschützes war.

Stunde um Stunde verstrich. Die Entfernung zwischen den beiden Schiffen verminderte sich nur unbedeutend. Der Tag neigte sich, und noch war der Pirat der »Tritonia« nicht viel näher gekommen. Flournoy hoffte, daß der Mond durch das Gewölk hervorbrechen und die Segel der »Tritonia« beleuchten möge, damit er sie während der Nacht nicht aus dem Gesicht verlöre.

Dosamantes flehte zum Himmel, daß er schwarze Nacht über die See ausbreiten möge, damit er unter ihrem Schutz seinen Kurs ändern und dem Flibustier entrinnen könne.

Niemand auf der »Tritonia« dachte an Schlaf. Aller Blicke hingen angstvoll an der Segelpyramide des Piraten, die wie ein böser Geist hinter ihnen herschwebte. Man begegnete Handelsschiffen, die mühsam gegen Wind und Wellen ankämpften, aber es hatte keinen Zweck, sie um Hilfe anzurufen. Ihre einzige Rettung blieb die Schnelligkeit der »Tritonia«.

An Schnelligkeit überlegen war der »Sturmvogel« der »Tritonia« nur, wenn der Wind ihnen entgegenwehte. Daß das nicht geschehen möge, darum betete Eloise.

Dosamantes schaute sehnsüchtig nach der Gegend hin, wo der Hafen von Charleston liegen mußte. Aber er konnte es nicht wagen, dort Zuflucht zu suchen. In dieser Geschwindigkeit durfte er sich ohne Lotse der Küste nicht nahen, jede Verringerung seiner Schnelligkeit aber konnte ihn in die Gewalt seines Feindes bringen.

Abermals wurde es Nacht, und abermals wurde es Tag. Immer noch folgte der »Sturmvogel« wie ein Gespenst der »Tritonia« und ließ ihr keinen Augenblick Zeit, sich irgendwo an der Küste einen Rettungsplatz zu suchen.

Zur Rechten wurde die Küste von Florida sichtbar. Zur Linken zeigten sich die Tausende von schwarzen Felsen, die sich von den Bahama-Inseln bis nach Kuba hinunterziehen. Die Wogen stiegen an ihnen auf und brachen sich schäumend über ihnen.

Plötzlich ließ der Wind nach, die erschlaffenden Segel schlugen hin und her, dann trat eine gräßliche Stille ein. Die »Tritonia« gehorchte dem Steuer nicht mehr, sie schwankte auf den dunklen Wogen hin und her. Durch sein Fernglas erkannte Dosamantes, daß auch der »Sturmvogel« im Lauf gehemmt war.

Bei ihrer schweren Ladung kam die »Tritonia« unter den wenigen Segeln nur langsam vorwärts. Die Golfströmung, gegen die sie anzukämpfen hatte, schien sich verdoppelt zu haben. Da bemerkte Dosamantes zu seinem Entsetzen bei einem Blitzstrahl die weißen Segel des Freibeuterschiffes in nicht zu großer Entfernung mehr. Dann verschlang es die Finsternis, bis der nächste Blitz es geisterhaft wieder erscheinen ließ.

Näher und näher rückte der Pirat. Schon begann er die »Tritonia« mit seiner Kanone zu beschießen, da sah Dosamantes plötzlich zu seiner Rechten ein Licht durch die Nacht blinken. Das mußte das Feuer eines Leuchtturms an der Küste von Florida sein!

Lieber zwischen den Felsen zerschellen, als dem Seeräuber in die Hände fallen! Vielleicht konnte die Küste noch Rettung bringen! Dosamantes ließ das Schiff wenden, ließ Segel aufziehen und schoß nun mit dem Sturm zu dem Leuchtfeuer hin.

»Verdammt, der Kerl ist wahnsinnig!« schrie Flournoy seinen Obersteuermann an. »Er rennt auf die Felsen! Da rettet ihn kein Teufel mehr!«

Er gab die Verfolgung auf und befahl, nach Norden abzudrehen.

Zur selben Zeit ließ Dosamantes den Anker fallen. Dröhnend rollte die schwere Kette mit dem gezahnten Eisen über Bord, faßte Grund. In seinem Lauf plötzlich zurückgehalten, schwang sich die »Tritonia« herum und bäumte sich hoch. Die tobenden Wogen rissen sie mit sich hoch und schleuderten sie wieder jäh in die Tiefe, begruben sie donnernd unter ihrem Gischt, um sie gleich wieder emporzutragen.

Das Schiff krachte in allen Fugen, als wolle es zerbersten. Fässer und Kisten lösten sich und rollten und rutschten über das Deck, so daß die Mannschaft vor ihnen flüchten mußte. Aber der alte Dosamantes war mit den Schrecken der See vertraut. Seitdem der Pirat verschwunden war, erfüllte ihn neuer Mut. Er legte selbst Hand mit an, die gefährlichen Frachtstücke über Bord zu schaffen. Bald war das Deck geräumt.

Noch ein zweiter Anker wurde in die See versenkt. Dann ließ Dosamantes die Luken öffnen und die Ladung ins Wasser werfen. Eloise stand schreckensbleich im Eingang der Kajüte, klammerte sich fest und sah den verzweifelten Anstrengungen der Männer zu, ohne selber helfen zu können. Sie hatte mehr Angst um den Vater als um sich selbst.

Da brach mit einem furchtbaren Krach eine der Ankerketten.

»Kappt die Masten!« schrie Dosamantes, sprang mit einer Axt zum Hauptmast und führte die ersten Schläge dagegen.

Die Tauen wurden durchhauen. Schlag auf Schlag dröhnte bald gegen das feste gute Holz. Dann stürzte der Hauptmast donnernd um und wurde von den Wellen fortgetragen.

Der zweite kleinere Mast folgte ihm. Dann wurde an einem schweren Tau noch ein Anker vom Stern des Schiffes herabgelassen. Aber kaum hatte er den felsigen Grund erreicht, als die zweite eiserne Kette krachend zerriß. Das Schiff, nur noch von dem Tau gehalten, flog mit dem Sturm herum.

Das war das Todesurteil für die »Tritonia«. Zerriß das letzte Tau – und das mußte jeden Augenblick geschehen –, dann würde der Sturm sie gegen die Felsenküste jagen und dort zerschmettern.

Dosamantes bewahrte heldenmütig seine Fassung. Er holte aus seinem Kajütenschrank ein versiegeltes, in Wachstuch eingehülltes Päckchen, das Eloise an ihrer Brust verbergen mußte.

»Wir sind in Gottes Hand, mein Kind!« Er drückte sie an sich und küßte sie. »In dem Paket sind Schmuck und Wertpapiere deiner seligen Mutter! Und nun komm! Wir wollen alles tun, uns zu retten!«

»Vater!« schrie Eloise auf und umschlang ihn.

Mit sanfter Gewalt machte er sich frei und zog sie mit sich in die finstere Sturmnacht. Bei jedem Ruck, den das entmastete Schiff an dem Ankertau tat, wurden sie zu Boden geworfen. Schritt für Schritt, sich mit den Händen festhaltend, gelangten sie zu den Matrosen, die einen Notmast herbeigeschleppt und mit der Spitze über die Reling geschoben hatten.

Der Obersteuermann und Dosamantes banden Eloise nun mit Stricken an das schwere Stück Holz. Sturzseen brachen über das Schiff, schleuderten es hin und her. Blitze beleuchteten nasse bleiche Gesichter, Donner übertönten das Rauschen und Zischen der Wogen, das Heulen des Sturmes.

Dann bäumte sich das Wrack hoch auf, das Tau war gerissen. Haltlos stürmte das Schiff davon, den Felsen entgegend. Die ganze

Mannschaft drängte sich um den Mast, an dem Eloise angebunden war.

Ein furchtbarer Stoß warf sie auseinander, das Wrack saß auf einem Felsen fest. Aber schon hob eine Welle es wieder empor und schleuderte es abermals gegen die Klippen. Das Deck brach auseinander, die Wände splitterten, schwarze Brecher stürzten gierig schäumend über die Trümmer.

Den Mast, an dem Eloise ohnmächtig hing, aber nahm die Flut mit. Aber nur der Obersteuermann Strabo konnte sich an ihm festklammern, alle anderen riß das tosende Element fort und verschlang sie, auch den alten Dosamantes. Mit letzter Kraft mühte sich Strabo, den Kopf des Mädchens über Wasser zu halten.

So trieb der Mast mit Sturmeseile auf die Küste zu. Strabo sah nicht die Männer, die dort mit Fackeln, Stangen und Tauen über die Klippen rannten und beobachteten, wohin die Flut den Mast treiben mochte. Der Mast drohte ihm zu entrollen. Noch einmal packte er ihn, dann prallte ihn ein Stoß fort von dem Holz. Ein Wirbel saugte ihn mit sich hinab in die Tiefe.

Die Männer aber faßten mit ihren Hakenstangen den Mast und hielten ihn mit Stricken fest. Mit Messern schnitten sie das regungslose Mädchen los und entzogen es dann dem Bereich der Brandung.

Es waren Männer der Besatzung des Leuchtturms, der auf einer einsamen Felseninsel an der Küste Floridas erbaut war. Kapitän Burnham, ihr Führer, ein alter wettergebräunter Mann, beugte sich zu Eloise nieder. Die Fackelträger leuchteten ihm.

»Sie scheint noch zu leben,« meinte Burnham. »Los! Zwei bringen sie vorsichtig in den Turm! Ihr andern bleibt noch hier! Vielleicht hat die See Erbarmen und gibt noch ein Menschenleben heraus.«

Während die übrigen Männer weiter Ausschau auf das kochende Meer hielten, trugen zwei die Ohnmächtige die Felsen hinauf, während Burnham ihnen mit einer Fackel leuchtete. Eine enge

Tür führte in das steinerne Gebäude. In dem gemeinschaftlichen Zimmer des Erdgeschosses flackerte ein wärmendes Kaminfeuer. Burnham breitete dort ein paar wollene Decken aus, und man legte Eloise darauf nieder.

Er wusch ihr Schläfen und Nacken mit Branntwein, rieb und schüttelte sie lange vergebens. Endlich brach sie eine Menge Wasser aus, ihre Brust begann sich krampfhaft zu heben, und sie schlug die Augen auf. Verwirrt blickte sie um sich, allmählich kam ihr die Erinnerung.

»Vater! Wo ist mein Vater?« stöhnte sie.

Burnham sprach ihr tröstend zu. Niemand von ihrem Schiff sei bisher gerettet, aber seine Leute seien noch draußen an der Küste. Sie solle nicht mit dem Schicksal hadern, sondern Gott danken für seine Gnade.

Gütig redete der Leuchtturmwächter auf sie ein. Er bereitete einen heißen Grog, den sie trinken mußte. Vor Erschöpfung fielen ihr bald die Augen wieder zu, und man legte sie auf ein Bett. Im Schlaf vergaß sie ihre schreckliche Lage.

Als Eloise erwachte und die kleinen Turmfenster sah, mußte sie sich erst besinnen, wo sie war. Sie wurde sich ihres ganzen Elends wieder bewußt. Ein Kopfschütteln des alten Burnham sagte ihr auf ihren fragenden Blick, daß niemand mehr von der »Tritonia« gerettet sei. Er forderte sie auf, sich das Herz zu erleichtern. Und sie erzählte ihm den Verlauf des Unglücks.

Er nötigte dem unglücklichen Mädchen Kaffee und Frühstück auf. Sie brauche sich keine Sorge um ihre nächste Zukunft zu machen. Sie könne auf der Insel bleiben, solange sie wolle, oder auch mit dem nächsten Regierungsschiff abreisen, wenn ihr das lieber sei.

Am Fuß der Insel lagen außerhalb des Bereichs der Brandung mehrere Rettungsboote. Eine Menge Anker, Ketten, Taue und Werkzeuge aller Art, um Schiffen in Seenot helfen zu können, waren in Bereitschaft.

Die Besatzung der Insel war damit beschäftigt, Kisten, Fässer und Ballen, die von der Flut angetrieben wurden, aufzufangen und in Sicherheit zu bringen. Schon hatten sie einen großen Vorrat von Holz aus den Trümmern der »Tritonia« angehäuft und auch manche der Güter geborgen.

Eloise wandte sich um, sie konnte den Anblick der See nicht ertragen, die das Grab ihres Vaters und all seiner Gefährten war.

18. GEKAPERT

Die Chesapeake-Bay von Baltimore südwärts bis Annapolis, der Hauptstadt von Maryland, war zu einer ununterbrochenen Eisfläche erstarrt. Trotz der Kälte aber herrschte bei strahlendem Sonnenschein in Baltimore geschäftiges Leben.

Die »Baltimore Chronicle« hatte einen sensationellen Bericht über den Seeräuber gebracht, der schon eine Zeitlang die atlantische Küste unsicher machte. Augenzeugen beschrieben darin das Seegefecht an der Mündung der Bay, in dem der Regierungskutter vernichtet worden war. Die Persönlichkeit des Piraten stehe jetzt einwandfrei fest: es sei der Kapitän Flournoy, der sein Schiff erst vor kurzer Zeit in Baltimore ausgebessert habe und dessen Teilhaber der Makler Ballard sei.

Von allen Seiten strömten die Menschen dem Hause Ballards zu. Im Nu wogte die Straße von einer empörten Menge. Vor dem geschlossenen Hause stand ein Constabel, der verkündete, man habe Ballard verhaften wollen, doch dieser sei spurlos verschwunden.

Wildes Johlen antwortete. Klirrend flog der erste Backstein, aus dem Straßenpflaster gerissen, in eine Fensterscheibe, und nun gab es kein Halten mehr. Es hagelte Backsteine, kein Fenster blieb heil. Der Polizist wurde zur Seite geschoben, die Haustür erbrochen, das Volk strömte in das Haus.

Während die ganze Stadt in Aufruhr war und überall Verwünschungen gegen Flournoy und Ballard ertönten, holten Terrel und

seine Frau ihre Tochter Melanie in ihre Wohnung zurück. In dieser Stunde vergaß der Vater allen Groll gegen die Ungehorsame, und die schmerzbewegten Eltern suchten nur ihr unglückliches Kind zu trösten.

Melanie brütete stumpf vor sich hin. Auf alles gütliche Zureden gab sie keine Antwort. Dann sprang sie plötzlich auf, zerraupte sich die Haare, schlug den Kopf gegen die Wand und raste gegen die Eltern, die sie kaum bändigen konnten. Endlich brach sie erschöpft zusammen und wimmerte vor sich hin.

Der Hausarzt riet, sie möglichst sich selbst zu überlassen. Als es dämmerte, fing sie plötzlich leise zu singen an. Dabei lächelte sie heiter. Ein kalter Schauer überrieselte die Eltern. Sie schickten abermals nach dem Arzt.

Als dieser auf Melanie zutrat und ihr die Hand auf den Arm legte, fuhr sie entsetzt zurück und wischte sich heftig die Stelle, an der er sie berührt hatte, mit der Schürze ab. Aber es war nur ein Aufflackern von Leidenschaftlichkeit, schnell beruhigte sie sich wieder und begann zu singen. Weder den Arzt noch ihre Eltern erkannte sie mehr. Zu groß war die schmerzliche Enttäuschung für sie gewesen, die Ärmste hatte den Verstand verloren.

Ihre Geschichte blieb nicht verborgen. Die Zeitungen beschäftigten sich mit ihr. Sie forderten strengste Maßnahmen gegen Flournoy und erhoben Vorwürfe gegen die Marine und insbesondere gegen Commodore Perrywill, daß man es an Tatkraft fehlen lasse. Bald darauf konnten sie mitteilen, daß eine große Anzahl von Kriegsschiffen auf Jagd nach dem Piraten ausgesandt worden seien.

Andere Ereignisse drängten sich in den Vordergrund, besonders ein Fest der Feuerwehr, bei dem ein ganzes Haus in Brand gesetzt und von den Spritzen aus Philadelphia und Baltimore in

einen Eispalast verwandelt wurde. Flournoy geriet in Vergessenheit, bis eines Tages ein Regierungskutter die Nachricht vom Untergang der »Tritonia« mitbrachte und die Federn der Zeitungsschreiber wieder in Bewegung setzte.

Bei günstigem Südwind steuerte die »Clementine«, ein stattlicher Dreimaster, der amerikanischen Ostküste zu.

Die »Clementine« brachte Auswanderer nach den Staaten. Meist waren es Schweizer Bauern in ihren heimischen Trachten, dann aber auch einige Familien in bürgerlicher Kleidung. Unter ihnen befand sich auch die Familie des Dorfpfarrers, die aus dem Elternpaar und sieben Kindern bestand, von denen das jüngste sechs Jahre alt war. Der Seelsorger begleitete seine Gemeinde in die neue Heimat.

»Land!« rief ein Matrose hoch vom Mast herab.

»Land!« schallte es jubelnd über das Schiff, obwohl noch niemand in der Ferne etwas erspähen konnte.

Viele Wochen waren sie nun auf See unterwegs, in engen Räumen und nicht immer bei so schönem Wetter. Sie sehnten sich, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Nun sollten sich die Hoffnungen vieler Tage endlich erfüllen! Nun mußte das Land bald auftauchen, auf das sie alle Erwartungen ihrer Zukunft setzten.

Endlich stieg in dunstigem Blau am Horizont die Küste auf. Jauchzend schwangen die Bauern ihre Hüte, sie fielen einander in die Arme, Mütter hoben ihre Kinder hoch, um ihnen das gelobte Land zu zeigen. Der Prediger sandte ein lautes Dankgebet zum Himmel, dem alle andächtig zuhörten.

Die »Clementine« näherte sich schnell dem Lande. Hinter den schroffen roten Felsen der Küste zeigte sich das frische Grün von Wäldern. Die Fahrgäste verschwanden im Zwischendeck, um sich fein zu machen.

»Ei, ei, Sie haben sich ja sämtlich gerüstet, noch heute an Land zu gehen?« fragte lächelnd der Kapitän.

»Nicht doch! Aber heut' ist für uns ein Feiertag, weil wir das Ziel unserer Wünsche erblickt haben!«

Der Kapitän segelte jetzt entlang der Küste, an deren Anblick sich die Auswanderer nicht satt genug sehen konnten. Bis ein aufkommendes Schiff ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Kapitän betrachtete den rasch sich nähernden Segler durch sein Fernglas.

»Halb Brigg, halb Schoner! Eine ungewöhnliche Takelung!« stellte er für sich fest.

Der Kapitän der »Clementine« ergriff sein Sprachrohr und rief einen Gruß hinüber. Er bekam keine Antwort. Doch trat drüben ein Mann mit einem langen schwarzen Bart aus der Kajüte und brüllte durch ein Sprachrohr:

»Streicht die Segel!«

Gleichzeitig hoben die Matrosen das Boot fort, und ein langes Kanonenrohr kam zum Vorschein und richtete sich drohend auf die »Clementine«.

»Ein Seeräuber!« schrie deren Kapitän und sprang ans Steueruder, um sein Schiff zur Flucht zu wenden.

Aber da blitzte es auch schon drüben auf. Die Kugel sauste mitten durch die dicht gedrängte Schar der Auswanderer, die neugierig nach dem anderen Schiff hinüberblickten, und riß eine blutige Gasse. Gleichzeitig tauchten überall auf dem Piraten Büchsen schützen auf und feuerten in die eben noch so frohen Menschen hinein.

In wilder Verzweiflung floh alles unter Deck. Die Frauen preßten zitternd ihre Kinder an sich, die Männer suchten nach Waffen, mit denen sie sich verteidigen könnten. Der Pfarrer war mit den Seinigen in die Kajüte geflüchtet, wo er seine Bibel ergriff, um mit ihr den Seeräubern entgegenzutreten.

Inzwischen hatte sich der »Sturmvogel« neben die »Clementine« gelegt. Enterhaken befestigten die Schiffe miteinander, und von seinen Leuten gefolgt, sprang Flournoy an Bord. Der Kapitän und mehrere Matrosen rannten nach der Kajüte, um sich Waffen

zu holen. Mit der Bibel in der Hand kam ihnen der Geistliche entgegen.

Während sie in die Kajüte stürmten, trat er furchtlos den Piraten entgegen und hielt ihnen das Buch mit dem Kreuz vor.

»Verdammter Schwarzkittel, geh in deinen Himmel!« brüllte Flournoy und spaltete dem alten Mann mit seinem schweren Entersäbel den Kopf.

Todesmutig warf sich ihm der Kapitän mit seinen Leuten entgegen, schlecht bewaffnet mit dem, was sie erraffen konnten, einem Gewehr, einer Pistole oder einem Säbel, einer Axt. Es war ein kurzer verzweifelter Kampf. Aber die Übermacht siegte nicht ohne schwere Verluste.

Nach einer halben Stunde lebte von der Besatzung und den Fahrgästen der »Clementine« nur ein Mann. Das war ein Matrose, der in den Raum hatte flüchten können, wo der Ballast lag, Sand und schwere Kieselsteine.

Flournoy ließ nun eine Abteilung das Schiff plündern, eine andere Frauen und Kinder auf Deck zusammentreiben. Mit rohen Scherzen wurden die Kinder und älteren Frauen über Bord geworfen, die jungen Frauen und Mädchen wurden auf den »Sturmvogel« gebracht, wo ihrer ein noch furchtbareres Schicksal wartete.

Die Sonne neigte sich hinter dem Küstenland zum Untergang, als die Piraten allen Raub auf ihr Schiff befördert hatten. Sie machten von der »Clementine« los. In kurzer Entfernung feuerte Ritcher die Kanone auf den Dreimaster ab. Gerade in der Wasserlinie drang die Kugel ein.

»Ein wenig zu hoch! Soll ich ihr noch eine geben?« fragte er Flournoy.

»Nicht nötig! Spar die Kugel!« befahl dieser. »Das Wasser dringt doch ein. Das Loch ist groß genug, um sie zum Absacken zu bringen.«

Er ließ die Segel setzen, und schnell entfernte sich der Pirat von seinem Opfer in Richtung auf die Bahama-Inseln.

Das einströmende Wasser vertrieb den Matrosen aus seinem Versteck im Ballastraum. Er rannte ins Zwischendeck. Fand bald die Schußöffnung. Er griff sich Bettzeug, stopfte es in das Loch und keilte es mit einer Axt so fest, daß es dem Eindringen des Wassers widerstand. Dann nagelte er noch starke Bretter darüber, daß ein neuer Einbruch nicht zu fürchten war.

In dem Schiff war Totenstille. Er schlich sich an Deck und spähte nach dem Piratenschiff aus. In einer leichten Brise segelte es davon. Sein Rumpf war schon am Horizont verschwunden. Die Nacht zog herauf, er brauchte eine Rückkehr der Seeräuber nicht zu besorgen.

Sein Ziel mußte sein, an die Küste zu gelangen. Er löste das Tauwerk der großen Segel, die in dem Winde, für den sie nicht gestellt waren, hin und her schlugen. Dann spannte er die kleinen Segel an, stellte sie und wandte das Steuer der Küste zu.

Zu seiner Freude gehorchte die »Clementine«. Ruhig glitt sie über die nun finstere Flut, deren Wellen dem Lande zurollten.

Blutrot stieg der Mond auf. Schon war das Rauschen der Brandung zu hören. Dunkel ragten die Felsen der Küste auf. Da gab es plötzlich einen so heftigen Stoß, daß der Matrose niederstürzte. Die »Clementine« war auf Grund geraten. Die nächste Woge hob sie zwar wieder hoch und trug sie weiter, doch fuhr sie gleich darauf abermals krachend fest. Gierig leckten die Wellen an ihr hoch, schäumten über das untere Deck.

Mächtige Wogen lösten das Schiff von den Felsenriffen und ließen es wieder darauf niederfallen. Mit jedem neuen Stoß erwartete der Matrose ein Auseinanderbrechen. Der Untergang war gewiß. Er mußte sehen, wie er von dem Schiff kam.

Seine Kräfte reichten nicht aus, eines der schweren Rettungsboote ins Wasser zu lassen. Er senkte also einen Notmast mit einem Strick ins Meer und kletterte nach, nachdem er sich mit Lebensmitteln und einer Flasche Wasser versorgt hatte. Dann band

er sich an dem Mast fest und durchschnitt die Verbindung mit dem Schiff.

Die nächste Woge trug ihn von der »Clementine« fort und der Küste zu. Woge auf Woge trieb ihn weiter, oft wurde er unter Wasser gedrückt, kam wieder hoch, wurde weiter geschwemmt.

Endlos dünkte ihm die Fahrt. Immer lauter tönte die Brandung, dann wurde er in dem Schaummeer herumgewirbelt, das zischend und donnernd von der Küste zurückstürzte. Plötzlich wurde er von einer gewaltigen Woge an dem Felsenufer hochgeworfen. Der Mast klemmte sich zwischen dem Gestein fest, das zurückströmende Wasser zog ihn nicht mit sich.

Mit klammen Händen schnitt der Matrose sich los und kroch mit den zerschundenen Gliedern die Klippen hoch, um aus dem Bereich der Brandung zu kommen. Zitternd vor Kälte, blieb er erschöpft liegen. Inbrünstig dankte er dem Allmächtigen für seine wunderbare Rettung. Dann raffte er sich auf.

Fern über dem Meer schimmerte schon der junge Tag herauf. Er sehnte sich nach der wärmenden Sonne, die seine nassen Kleider trocknen möchte. Nachdem er sich an seinen Lebensmitteln gestärkt hatte, durchströmte ihn neuer Lebensmut.

Nach einem kurzen erquickenden Schlaf lenkte er seine Schritte landeinwärts, um die nächste menschliche Ansiedlung zu finden.

19. PIRATENJAGD

Um dieselbe Zeit glitt mit nördlichem Kurs unter nur wenig Segeln vor dem Winde eine stolze Brigg zwischen dem amerikanischen Festland und den Bahama-Inseln dahin. Sie hatte das Ansehen eines Handelsschiffes, war aber in Wahrheit das amerikanische Kriegsschiff »Perseverance«, das sich auf der Jagd nach dem »Sturmvogel« befand. Alle Geschütze waren sorgfältig gegen Blicke von außen verborgen. Der Kapitän war in die gewöhnliche

Seemannstracht gekleidet, ebenso hatte die Mannschaft, die an Deck zu sehen war, keine Uniformen an.

Es war um Mittag, als der Kapitän im Norden ein aufkommendes Segel wahrte. Er betrachtete es durch sein Glas. Je mehr das Fahrzeug in Sicht kam, desto verdächtiger wurde es ihm. Der Takelung nach konnte es der Pirat sein. Er ordnete also Gefechtsbereitschaft an. Voller Erwartung nahmen Offiziere und Mannschaften die angewiesenen Plätze ein, von denen sie in kürzester Frist auf Befehl an den Kanonen und ihren Posten sein konnten.

In schneller Fahrt kam das fremde Schiff näher. Der Kapitän rief einen alten wettergebräunten Seemann zu sich. »Karnas, Ihr müßt jetzt vielleicht Eure Kenntnis der hiesigen Gewässer beweisen. Wenn der Pirat sich zwischen die Inseln dort flüchtet, müssen wir ihm nach.«

»Ay, ay, Captain!« sagte Karnas gleichmütig. »Das wird der ›Sturmvogel‹ sein: am Vordermast ein großes Schonersegel und am hinteren Mast die Takelung einer Brigg! Nur der Rumpf ist nicht mehr weiß.«

»Das will nichts sagen. Der war in Baltimore ganz schwarz und jetzt ist er schwarz mit breiten roten Streifen.«

»Zwischen den Masten liegt ein Boot kieloben. Dabei stehen sechs Leute. Sonst regt sich wenig an Bord. Von Kanonen ist nichts zu sehen.«

Still kamen die Schiffe einander näher. Der Kapitän bemerkte jetzt drüben einen großen Mann mit schwarzem Bart, der auf Deck kam und die »Perseverance« durch das Fernrohr betrachtete.

»Das ist Flournoy!« rief er freudig seinen Leuten zu. »Hurra, den Burschen fassen wir jetzt! Er hält uns für einen Kauffahrer und will uns kapern. Er soll nur kommen!«

Immer näher rückten sich die Schiffe. Der Kapitän beobachtete, wie auf dem »Sturmvogel« das Boot hochgehoben wurde und eine lange Kanone zum Vorschein kam.

»Achtung!« befahl er leise.

Doch gleich darauf machte der »Sturmvogel« eine Wendung von der »Perseverance« ab und steuerte Ost-Nordost den Inseln zu.

»Damned! Er hat uns erkannt!«

Rauch stieg auf, und eine Kanonenkugel zischte zwischen den Masten der »Perseverance« hindurch. Er befahl seinen Leuten aus der Deckung zu kommen, die Kanonenluken zu öffnen und offen die Gefechtsstationen einzunehmen.

Der »Sturmvogel« setzte neue Segel und zog davon, in gerader Richtung auf die Felsen zu, die immer deutlicher und zahlreicher aus dem Meere aufstiegen.

Aber obwohl er jedes Segel entfaltet hatte, das er zu tragen imstande war, holte doch sein Verfolger immer mehr auf.

Schwarz und schroff, in allen Größen und Formen, ragten überall die Klippen und Riffe aus der See, die schäumend an ihnen hochleckte. Der »Sturmvogel« hielt auf zwei ungeheure Felszacken zu, die zueinander hingeneigt sich drohend gegenüberstanden, wie die Pfeiler eines Riesentores. Rechts und links hinter ihnen bildeten unzählige große und kleine Felsen ein schaumbewegtes Labyrinth.

Lächelnd stand Karnas am Steuerruder.

»Keine Sorge, Captain! Die See hier kenne ich wie meine Hosentasche! Der Schuft entwischt uns nicht!«

Nur noch wenige hundert Meter war die Brigg von dem Piraten entfernt, als dieser das Felsentor erreichte und vom Gischt des tosenden Klippenmeeres eingehüllt wurde! Unbedenklich steuerte Karnas ihm nach. Mit eiserner Kraft hielt er das Ruder und lenkte die »Perseverance« sicher zwischen den tödlichen Riffen und durch die wildwallenden, donnernden Wasser. Der Kapitän stand mit untergeschlagenen Armen.

Sprühregen nahm die Sicht. Dann verschwand der »Sturmvogel« abermals in einer Durchfahrt zwischen zwei gewaltigen Felsenmassen. Er schoß hindurch. Die »Perseverance« folgte. Ganz

dicht kamen sich die steinigen schwarzen Felsen. Würde man durchfahren können?

Ein Ruck – der Kiel war auf Grund gestoßen, schrammte, aber war gleich wieder frei. Schon öffnete sich die Schlucht zu offenem Wasser.

»Geschafft, Captain!« grinste Karnas. »Jetzt haben wir gewonnen!«

Die Klippen wurden seltener und lagen hier weit auseinander. Einige Segelkommandos, und nun rückte die »Perseverance« dem Piraten zusehends näher.

Als sie auf Büchenschußweite heran war, begann ein lebhaftes Feuern zwischen den Mannschaften. Dabei waren die Schützen der Brigg im Vorteil, denn deren Deck lag viel höher als das des »Sturmvogels«.

Plötzlich machte dieser eine Wendung, ließ die Segel fallen und legte sich krachend Seite an Seite mit der »Perseverance«, ehe diese ihre Kanonen sprechen lassen konnte. Die Enterhaken bissen sich fest und hemmten den Lauf der Brigg. Beide Schiffe drehten sich zusammen im Kreise.

Flournoy war kein Feigling. An der Spitze seiner Leute enterterte er das Kriegsschiff. Im Nu war ein wüstes Handgemenge im Gange. Mit Äxten und Säbeln wurde gekämpft. Dazwischen knallten Gewehr- und Pistolenschüsse. Blut rötete das Deck. Sterbende und Verwundete stürzten und stöhnten.

Aber dann wurden die Piraten mehr und mehr zurückgedrängt. Mit dem Rest seiner Leute hastete schließlich Flournoy in wilder Flucht auf sein Schiff zurück. Hinterdrein stürmten die Matrosen des Kriegsschiffs, ihnen voran mit blutigem Säbel ihr Kapitän.

Er sah, wie der Piratenhäuptling seiner Kajüte zueilte, und erkannte seine Absicht, als er sah, wie Flournoy im Laufen seine Pistole lud. Ein Schuß in die Pulverkammer und beide Schiffe mußten in die Luft fliegen! Er sprang dem Piraten nach.

Vor der Kajüte warf sich ihm der Obersteuermann Ritcher in den Weg.

»Wir fahren zusammen zur Hölle!«

Aber ein Säbelhieb streckte ihn nieder. Zwei Matrosen packten den Rasenden, während der Kapitän in die Kajüte stürzte. Er ließ den Säbel fallen und zog seine Pistole. Flournoy hatte die Klappe aufgerissen, die nach dem Raum unter seiner Kajüte führte. Dort befanden sich die Pulverfässer. Der Kapitän schoß. Die Pistole entfiel der Hand des Seeräubers, aber blitzschnell raffte er sie mit der Linken wieder auf und richtete sie in die Luke. Aber sie versagte.

Mit einem Satz sprang der Kapitän den anderen an, packte ihn und rollte mit ihm durch die Kajüte. Obwohl Flournoys rechter Arm von der Pistolenkugel getroffen war, wehrte er sich verzweifelt. Es half ihm nichts. Matrosen kamen dem Kapitän zu Hilfe, und in wenigen Augenblicken war er mit Gurten gefesselt.

Der Sieg war entschieden. Die Mehrzahl der Seeräuber war getötet. Neben Flournoy und Ritcher waren nur noch dreizehn, meist verwundet, gefangengenommen. Aus einem Verschlag unter Deck befreite man die Frauen und Mädchen der »Clementine«. Die Piraten hatten keine Zeit mehr gehabt, sie über Bord zu werfen oder ihnen etwas anzutun. Auch auf der »Perseverance« waren neben zahlreichen Verwundeten vierundzwanzig Tote zu beklagen, darunter zwei Offiziere.

Die Gefangenen wurden an Bord der Brigg gebracht und dort in Ketten gelegt. Nach einer Besichtigung des »Sturmvogels« übergab der Kapitän dessen Führung Karnas, teilte diesem die notwendige Besatzung zu und befahl ihm, das Schiff hinter der »Perseverance« her zu steuern. Ehe die Schiffe getrennt wurden, warf man die Leichen der Piraten über Bord und bereitete den eigenen Kameraden ein ehrenvolles Seemannsbegräbnis.

Dann richteten beide Schiffe ihren Kurs nördlich der Cheseapeake-Bay zu. Es sollte eine außergewöhnlich lange Reise werden. Eine gänzliche Windstille und ungünstige Winde verschuldeten, daß

mehr als eine Woche verging, bis sie endlich Kap Henry erreichten und in die Bay segelten.

Die Zeitungen in Baltimore waren voll von der neuesten Schandtat Flournoys. Der gerettete Matrose der »Clementine« war nach langen Irrfahrten in der Stadt eingetroffen. Man erhob gegen die Marine die schärfsten Vorwürfe und griff selbst den allverehrten Commodore Perrywill an. Es wurde sogar eine Versammlung einberufen, um Zustimmung für eine Beschwerde in Washington zu erhalten.

Der alte Perrywill saß gerade in Baltimore bei seinem Freunde, dem Bankpräsidenten Forney, und ließ sich nach dem Abendessen eine Havanna schmecken. Frank Arnold und seine junge Frau leisteten beiden Gesellschaft. Ihr Gespräch drehte sich natürlich um den Piraten.

»Die Zeitungsschmierer haben leicht schreiben,« erklärte der Commodore grimmig. »Meine Jungens werden schon alles tun, um diesen Verbrecher . . .«

Er unterbrach sich. Ein Diener meldete den Kapitän der »Perseverance«, der ihm auch schon auf dem Fuß folgte. Neugierig blickten ihm alle entgegen.

Nach einer kurzen Begrüßung bat der Kapitän, Bericht über die Gefangennahme Flournoys erstatten zu dürfen. Der Commodore sprang freudig überrascht auf.

»Sie haben ihn, Kapitän? Wo ist er?«

»In Ketten auf der »Perseverance«, die mit dem »Sturmvogel« an der Point liegt!«

Kurz und knapp berichtete der Kapitän. Lobend schlug ihm Perrywill auf die Schulter.

»Brav, solche Offiziere wie Sie brauchen wir!« Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von der Gefangennahme der Piraten verbreitet. Noch in der Nacht eilten Tausende an die Point, und am Morgen war der Platz vor der »Perseverance« und dem »Sturmvogel« mit Neugierigen gefüllt.

Der Commodore erschien, hielt eine markige, anerkennende Ansprache an die Besatzung des Kriegsschiffes und besichtigte den »Sturmvogel«. Dann gab er Befehl, die Gefangenen zum Gefängnis zu überführen.

Ein höhnisches Lächeln um den Mund erschien Flournoy als erster, mit Ketten belastet, den rechten Arm in einer Schlinge. Als die Menge ihn mit wilden Verwünschungen empfing, warf er verächtlich den Kopf in den Nacken und stellte sich taub. Unbehindert marschierte die Gefangeneneskorte ab, gefolgt von vielen Hunderten von Menschen, die sie bis zum Gefängnis begleiteten. Hinter Flournoy schlossen sich die Tore des Zuchthauses.

Die Gerichtsverhandlung gegen die Piraten wurde sehr schnell anberaumt. Der Verhandlungssaal war vom ersten Tag an drückend voll, Unzählige konnten keinen Einlaß mehr finden.

Flournoy verteidigte sich äußerst geschickt. Er erschien in eleganter Kleidung und benahm sich beim Verhör sehr anständig und höflich. Er leugnete nicht, Seeräuberei getrieben zu haben, behauptete aber, niemals selber Blut vergossen zu haben. Mißgeschick habe ihn auf die Laufbahn eines Piraten gebracht, und dann habe ihn seine Mannschaft gezwungen, dabeizubleiben. Wenn durch sein Mitverschulden Blut geflossen sei, so bereue er das aufrichtig. Er wisse, daß er dem Tode verfallen sei, und rede nicht so, um sich zu retten. Aber er wünsche auch nicht, schuldiger zu scheinen, als er wirklich sei, und möchte die Vergebung seiner Mitbürger mit ins Grab nehmen.

Trotzdem wurde Flournoy mit seinen sämtlichen Gefährten von den Geschworenen für schuldig befunden. Das Gericht verurteilte sie sämtlich zum Tode durch den Strang. Bis zur Vollstreckung des Spruches hatten sie noch zehn Tage zu leben.

Während dieser Zeit war es jedermann erlaubt, die Verurteilten in ihren Zellen zu besuchen. Schon am ersten Morgen begehrten

Dutzende Einlaß zu Flournoy. Er empfing diese Besucher sorgfältig gekleidet mit artigem Lächeln. Sein rechter Arm war inzwischen wieder geheilt.

Der Zufall wollte es, daß in dem großen, von vier Meter hohen Mauern umgebenen Hofe vor dem Gefängnis eine Menagerie ausgestellt war. Die langen Reihen von Käfigen, in denen wilde Tiere, besonders viele prächtige Löwen und Tiger, zu sehen waren, lockten viele Zuschauer herbei. Das Gedränge machte es den Damen leicht – waren sie einmal in dem Hof – unauffällig die Tür zu erreichen, die zu Flournoy führte.

Aber weder die Teilnahme für Flournoy noch seine Bekehrung hatten irgendeinen Einfluß auf das Urteil, er blieb dem Strang verfallen.

Der Morgen der Hinrichtung kam. In dem Hof vor dem Gefängnis waren fünfzehn Galgen errichtet. Kopf an Kopf drängten sich die Menschen, die der Hinrichtung beiwohnen wollten. In den Käfigen an den Mauern wurden die Raubtiere unruhig. Aber kaum die Nächststehenden achteten ihrer, aller Blicke richteten sich nach der Tür, aus der die Verurteilten kommen mußten.

Es schlug elf Uhr, als die Tür sich öffnete. Von zwei Methodistenpredigern begleitet, erschien Flournoy als erster und ging demütigen Schrittes nach dem mittelsten Galgen hin. Die Wärter wiesen den übrigen Verurteilten ihre Plätze an. Bald hatten sie sämtlich das verhängnisvolle Brett erstiegen. Totenstille herrschte unter den vielen Hunderten in dem Hof. Nur das Fauchen der wilden Tiere war zu hören.

Da richtete Flournoy sich auf und bat, noch einige Abschiedsworte sagen zu dürfen. Es wurde ihm von dem Hohen Richter gewährt. Er sprach unbefangen mit kräftiger Stimme. Er sei ein warnendes Beispiel für alle, die vom Pfade der Tugend abwichen. Aber er habe auf den rechten Weg zurückgefunden, wofür er dem Allbarmherzigen danke. Wenn er nicht jetzt aus dieser Welt voll

Mängel scheiden müßte, dann würde er alle seine Kräfte ihrer Läuterung widmen.

Der hohe Richter gab einen Wink. Den Verurteilten wurden die Schlingen um den Nacken gelegt und weiße leinene Mützen über das Gesicht gezogen.

Noch ein Wink: die Bretter wurden ihnen unter den Füßen weggezogen. Alle fünfzehn stürzten hinab und schnellten sich, als der Strick sie im Fallen aufhielt, hoch in die Luft und schlugen mit den Armen und Beinen um sich. Nur Flournoy hing regungslos da, als sei er schon tot.

In die lastende Stille dieses Augenblicks tönte wildes Raubtiergebrüll. Schreckensrufe schrillten auf! »Die Löwen brechen aus!«

Eine tolle Panik entstand. In der Furcht, von den Bestien zerfleischt zu werden, drängte alles zum Ausgang des Hofes. Man stieß, trat, schob, man zerriß sich die Kleider. In fünf Minuten war der Hof leer, das Tor schloß sich hinter der Menge, die jetzt erst wieder zur Besinnung kam.

Warum hatte man eigentlich diese sinnlose Flucht ergriffen? Niemand hatte ein Raubtier in Freiheit, niemand einen offenen oder beschädigten Käfig gesehen. Die hohen Mauern verwehrten einen Einblick in den Hof. Das Tor blieb verschlossen. Die Zuschauer zerstreuten sich.

Doch schon nachmittags ging in der Stadt ein Gerücht um, das die Methodisten verdächtigte, die Panik inszeniert zu haben, um Flournoy das Leben zu retten. Der Pirat sei nur zum Schein gehangen worden. Es war üblich, gerichtete Verbrecher bis zum Sonnenuntergang hängen zu lassen. Menschenmassen strömten zum Gefängnis, dessen Tor auch geöffnet wurde. Aber die Galgen mit den Piraten waren verschwunden. Die Verbrecher seien schon bedigt, hieß es. Die Zeitungen beschäftigten sich noch eine Weile mit der Angelegenheit, doch bald gerieten Flournoy und seine Piraten in Vergessenheit.

20. DER ÜBERFALL AUF DEN LEUCHTTURM

Ein warmer Sonnentag neigte sich seinem Ende zu. Vor seiner Hütte saß Tallihadjo, der Seminolenhäuptling, am Lagerfeuer und lauschte aufmerksam dem Bericht, den Ralph Norwood von seiner Reise nach Baltimore gab. Nur dann und wann stellte er eine Frage nach der Größe und Einwohnerzahl der Orte, die Ralph besucht hatte.

Plötzlich horchte er auf. Aus dem Wald schallte der Hufschlag eines flüchtigen Rosses, kam näher und näher. Bald darauf sprengte aus den dunklen Schatten der Bäume ein Reiter hervor. Er sprang vom Pferde und kam auf Tallihadjo zu, der in ihm einen Stammesgenossen von der Ostküste Floridas erkannte.

»Osmakohee, der Häuptling meines Stammes, sendet mich, um Tallihadjo zu sagen, daß Homathlan, unser Nachbar, von weit her die Krieger der Seminolen aufruft, um mit ihnen das steinerne Wigwam zu zerstören, das die Bleichgesichter auf dem Felsen im Meer erbaut haben, um nachts darauf ein großes Feuer leuchten zu lassen. Osmakohee ist begierig, sich mit den Skalpen der Weißen zu schmücken, aber er wartet auf den Kriegsruf Tallihadjos und hört nicht auf Homathlan. Er läßt dir sagen, du müßtest dein schnellstes Pferd reiten, wenn du eher an der Felseninsel sein wolltest als Homathlan, um die Krieger deine Stimme, der allein sie folgen werden, hören zu lassen.«

Tallihadjo rief Tomorho und gab ihm auf, seinen Schimmel satteln und fünfzig Krieger sich marschfertig machen zu lassen. Dann wandte er sich wieder an den Boten:

»Der große Vater der Weißen hat das steinerne Wigwam erbaut, um durch seine Feuer den beflügelten Schiffen des Nachts zu zeigen, wo ihnen Gefahr droht durch die Klippen, nicht aber um die Seminolen zu belästigen. Wenn Homathlan das Wigwam zerstört und den Bleichgesichtern dort die Skalpe raubt, wird der große Vater der Weißen so viele Krieger senden, wie in den Wäldern Bäume stehen und alle Seminolen in die Sümpfe verjagen.«

Er erhob sich und sagte zu Ralph:

»Du wirst den Seminolen einen Dienst erweisen, indem du mit mir reitest und den Weißen auf der Felseninsel sagst, daß nicht unser Volk, sondern nur Homathlan allein die Kriegskeule gegen sie erhoben habe. Er werde zur Bestrafung für alles Böse, was er ihnen zugefügt habe, an sie ausgeliefert werden. So haben wir es bei unserem letzten Friedensschluß mit den Weißen bestimmt.«

Ralph erklärte sich bereit dazu und ging sein Pferd holen. Er mußte sich mit Tallihadjo gut stellen. Nach seiner Rückkehr aus Baltimore hatte er sich bei den alten Arnolds noch nicht wieder blicken lassen. Er glaubte nicht, daß die biedereren ehrlichen Leute ihm seine Verfehlungen in Baltimore verzeihen würden, und fürchtete ihre Vorwürfe. So hatte er sich zunächst zu Tallihadjo begeben, der ihn im Andenken an seinen verstorbenen Vater gern bei sich aufgenommen hatte. Ralph dachte zwar nicht daran, sein Leben bei den Indianern zu beschließen. Doch um die fernere Zukunft sorgte er sich jetzt noch nicht. Mit der Zeit würde Rat kommen.

Tallihadjo nahm zärtlich von Satochee und seinen Kindern Abschied. Dann bestieg er seinen Schimmel und trabte in den finsternen Wald hinein. Ihm folgten Ralph und der Bote Osmakohees und dann Tomorho, dem sich die fünfzig Krieger anschlossen. So verschwanden sie in einer langen Reihe hintereinander.

Es war vier Tage später. Die Schatten der Nacht legten sich über die See. Vor dem Leuchtturm saß Eloise Dosamantes auf einer Bank und schaute nachdenklich über die dunkle Flut, in der die »Tritonia« versunken war.

Eloise hätte mit den Proviantsschiffen, die von Zeit zu Zeit kamen, die Insel schon längst verlassen können. Aber wohin sollte sie fahren. Nach dem Tode ihres Vaters hatte sie keinen Verwandten mehr, sie war ganz allein auf der Welt. Und so blieb sie bei dem alten Burnham und seinen Leuten. So störend und hinderlich

diesen rauhen Männern anfangs die Gegenwart eines Frauenzimmers erschienen war, so sehr gewöhnten sie sich bald an Eloises Gesellschaft. Sie suchten jede Gelegenheit, ihr gefällig zu sein, und vermieden in ihrer Gegenwart ängstlich jedes rohe Wort.

Der alte Burnham rief Eloise zum Abendessen, das man gemeinsam einnahm. Bald darauf zog sich das Mädchen in das kleine Zimmer zurück, das man ihr abgetreten hatte. Bevor sie sich schlafen legte, las sie noch ein wenig in einer der alten Zeitschriften, die man ihr überlassen hatte. Die Leuchtturmwächter saßen noch eine Zeitlang am Kamin, dann begaben auch sie sich zur Ruhe bis auf den, der die erste Wache oben beim Licht hatte.

Es ging auf Mitternacht. Der Mann wischte gerade mit einem Hirschleder die Gläser vor dem Licht ab, da hörte er einen Schuß. Überrascht blickte er auf die See hinaus, lauschte in die Nacht hinein.

Alles blieb ruhig, nur das Rauschen der Brandung war zu vernehmen. Aber dann erkannte er auf dem dunklen Wasser mehrere schwarze Flecken, die sich auf die Insel zu bewegten.

Schnell sprang er die Turmtreppe hinab und schloß die starke, außen mit Eisenplatten bedeckte Eingangstür. Dann weckte er Burnham und die übrigen.

»Das sind Indianer!« rief Burnham. »Verrammeln wir die Tür, die Wilden werden sie zu erbrechen suchen!«

Einige der Männer machten sich daran, vor die Tür schwere Holzblöcke zu schieben, die eigens für diesen Fall bereitstanden. Andere verschlossen mit dicken Eichenplatten die kleinen Fenster im Erdgeschoß, mehrere stiegen mit ihren Gewehren auf den Turm hinauf.

Da erscholl auch schon draußen wildes Geheul. Gegen die Tür dröhnten donnernde Schläge. Zu Tode erschrocken kam Eloise aus ihrem Zimmerchen. Burnham suchte sie zu beruhigen. Man habe von den Rothäuten nichts zu befürchten. Gegen die mehrere Fuß dicken Mauern vermöchten sie nichts auszurichten. Und

den Turm erklettern könnten sie nur mit Leitern. Eine Belagerung aber werde nie Erfolg haben. Denn man besitze Mundvorräte und Wasser für einen Monat, und inzwischen sei das nächste Regierungsschiff fällig, das die Wilden schon vertreiben würde.

Burnham begab sich auf den Turm hinauf. Er sah hinunter. Der Platz um das Gebäude war dicht mit dunklen Gestalten bedeckt, und zwischen der Insel und dem Festland schwammen zahlreiche Kanus herbei.

Der Leuchtturmwächter hatten die mit dickem Schrot geladenen Gewehre schußbereit. Auf Burnhams Befehl feuerten sie nun eine Salve in die Masse hinab. Die Wirkung mußte schrecklich gewesen sein, denn ein furchtbares Wutgebrüll war die Antwort. Und als die Wächter eine zweite Salve abgaben und sich dabei über der Brüstung des Turms zeigten, flog ihnen aus den Büchsen der Indianer ein Kugelregen entgegen. Einer der Leute sank, durch den Kopf geschossen, tot nieder, ein anderer wankte, in die Schulter getroffen.

Unendlich langsam rückte die Zeit vorwärts. Das Geschrei der Wilden legte sich etwas, dann brach aber plötzlich draußen ein toller Jubel los, der den Belagerten verriet, daß ihre Feinde einen Vorteil errungen haben mußten, der sie siegessicher machte. Aber vergeblich fragten sie sich, was das wohl sein konnte.

Wenn es doch nur Tag werden möchte! Die Wilden verhielten sich unheimlich still, aber mancherlei Geräusche bekundeten, daß sie keineswegs untätig waren, sondern emsig ein Ziel verfolgten. Plötzlich wurden sämtliche Fenster eingestoßen, die den Wilden erreichbar waren. Heller Feuerschein leuchtete in das Innere, Flammen prasselten hoch, begleitet von einem stürmischen Freudenschrei der Indianer.

Diese hatten um den Turm gehäuft, was sie an Brennholz hatten finden können, und das war nicht wenig. Darüber hatten sie

das Holz von Schiffstrümmern, das die Wächter aus der See gezogen hatten, geschichtet. Dazwischen hatten sie das vorhandene Tau- und Segelwerk verteilt, das durch seinen Teergehalt dem Feuer reiche Nahrung gab.

Durch die Fenster drang erstickender Rauch. Die Belagerer mußten aus den unteren Räumen flüchten. Sobald aber das Holz in vollem Brand war und weniger Rauch entwickelte, drang Burnham mit einigen Leuten wieder nach unten vor. Durch die Fensteröffnungen strömte eine fürchterliche Glut herein. Er ließ sie mit nassen Segeln und Bettdecken verstopfen. Trotzdem nahm die Hitze noch zu, und es war kaum möglich, das Zeug an den Fenstern naß zu halten.

Burnham ließ Mundvorräte und Wasser auf die Höhe des Turms schaffen. Er hatte die Hoffnung, daß das Holz bald ausgebrannt sein möchte, und dann sollten sich die Wilden ihre Köpfe nur weiter an dem festen Turm einrennen.

Grau dämmerte der Tag. Burnham warf einen Blick vom Turm und erkannte zu seinem Schrecken, daß die Indianer eifrig dabei waren, den niederbrennenden Holzvorrat zu ergänzen. Sie fällten drüben am Festland Fichtenstämme und flößten sie nach der Insel herüber.

Vom Turm bis zum Ufer waren es kaum fünfzig Schritte, dort befand sich eine Anzahl Wilder und erwartete die Kanus, die die Stämme heranruderten, um beim Landen behilflich zu sein. Burnham und seine Leute nahmen sie von der Höhe des Turms aus aufs Korn. Sie fielen alle. Mit Wutgeheul entfernten sich die Indianer jetzt überall schleunigst aus der Schußlinie der Turmschützen. Diese töteten nun auch noch die Insassen des ersten Kanus, worauf die übrigen in sichere Entfernung strebten.

Aber die Wilden unterhalb des Turmes beobachteten ständig dessen Rand und schossen auf jeden, der sich dort blicken ließ. Auch vom Festland stießen mehrere Boote mit Indianern ab, die in Schußweite ruderten und den Turm beschossen. Sie landeten

im Schutz eines Felsenriffs, das sich etwa hundert Schritte vom Turm entfernt, im Meer erhob, und besetzten dieses, um von hier aus das Feuer der Belagerten zu erwidern.

Bald darauf folgten noch mehrere Boote mit Büchenschützen vom Festland, die sich auf anderen Riffen einnisteten. Als diese die Turmschützen genügend im Schach hielten, wagten sich die Wilden auf der Insel wieder ans Wasser hinunter und empfingen dort die Kanus mit den Fichtenstämmen. Sie zogen die Stämme ans Land und schleppten sie zum Turm, um dem Feuer neue Nahrung zu geben. Bald loderten die Flammen wieder hoch auf.

Plötzlich erschien am Ufer des Festlandes ein Trupp Reiter, an seiner Spitze eine hohe Indianergestalt auf einem Schimmel. Man sah vom Turm aus, wie er mit heftigen Bewegungen auf die Wilden einredete, die dort Holz nach dem Strand hinunterschafften. Sie stellten ihre Arbeit ein und setzten sich nieder.

»Tallihadjo!« rief man auf der Insel, und dort trat eine tiefe Stille ein.

Tallihadjo schwang sich von seinem Schimmel. In Begleitung von Ralph, Tormorho und zwei Kriegern schritt er auf ein Boot zu und nahm darin Platz.

Die Stille sagte Burnham, daß bei den Wilden etwas Außergewöhnliches sich ereignet haben mußte. Dem Indianer, der sich jetzt der Insel zurudern ließ, mußte eine besondere Bedeutung zukommen. Er befahl seinen Leuten, nicht auf ihn zu schießen.

So landete Tallihadjo unbehelligt auf der Insel. Ernst und gebieterisch trat er auf die Seminolen zu, die ihm entgegensahen. Mit scharfen Worten verwies er ihnen das Törichte ihres Unternehmens, durch das sie sich nur selber schaden würden, sich und allen Seminolen. Im Rat der Häuptlinge sei beschlossen worden, zu warten, bis Tallihadjos Stimme verkünden würde, daß die Stunde des großen Kampfes genaht sei.

Alle schwiegen, nur der Häuptling Homathlan suchte ihm zu widersprechen. Aber Tallihadjo nannte ihn einen Verblendeten

und Verräter. Er befahl, Homathlan gefangenzunehmen und zu binden. Die Indianer zauderten nur einen Moment, dann gehorchten sie und fesselten ihren eigenen Anführer. So mächtig war Tallihadjo.

Dieser gebot nun, das brennende Holz vom Turm zu entfernen. Ralph Norwood aber winkte mit dem Hut nach dem Turm hinauf, wo sich Burnham und seine Leute jetzt zeigten. Er rief ihnen zu, daß die Feindseligkeiten beendet seien. Der oberste und mächtigste Häuptling der Seminolen sei eingetroffen, um seine verführten Brüder von dem Unrecht gegen seine weißen Freunde abzuhalten und diesen den Urheber des Überfalls auszuliefern.

Erleichtert atmete Burnham auf. Die Anwesenheit eines Weißen war ihm Gewähr, daß die Roten es ehrlich meinten und keine Hinterlist im Sinn hatten. In kleinen ledernen Kanus schleppten die Indianer jetzt Seewasser herbei, mit dem sie die Glut löschten und Tür und Mauern des Turms begossen. Ralph forderte Burnham auf, herauszukommen, niemand werde sie mehr behelligen. Der Alte zögerte noch, aber dann sah er, wie die Wilden sich anschickten, nach dem Festland zurückzukehren. Auch die Riffe wurden von ihren Besatzungen geräumt.

Tallihadjo blieb mit Ralph, Tomorho, seinen beiden Kriegern und dem gefesselten Homathlan allein auf der Insel zurück. Die Tür des Turms öffnete sich, und Burnham trat mit Eloise und den Wächtern ins Freie. Er ging auf den Häuptling zu und ergriff dessen Hand. In schlichten Worten dankte er für die Rettung.

Während beide miteinander sprachen, hingen Ralphs Blicke unverwandt an dem schönen bleichen Gesicht Eloises. Doch sie sah vor sich nieder und schien es nicht zu merken.

Burnham ließ rasch im Turm ein Frühstück bereiten. Man setzte sich draußen auf Felsstücken nieder. Ralph erzählte, wie er bei Tallihadjo geweilt habe, als dieser von dem Überfall erfuhr.

Der Alte berichtete ihm leise ihr trauriges Schicksal. Als Ralph den Namen Flournoy hörte, zuckte er unwillkürlich zusammen.

Dann war also dieser Kapitän der berühmte Pirat, von dem er in Baltimore so viel vernommen hatte. Nun begriff Ralph auch, warum der Schwarzbart ihn damals so elend im Stich gelassen: er konnte keine Mitwisser brauchen.

Das schöne Mädchen gefiel Ralph immer mehr. Ein Gedanke durchfuhr ihn. Wenn er sie bewegen könnte, mit ihm zu kommen! Kam er mit ihr zu Arnolds, dann würde man ihm ganz gewiß um ihretwillen seine Schuld vergeben, und der Rückweg zu seinesgleichen war ihm wieder offen. Er machte also Burnham den Vorschlag, Eloise zu einer befreundeten Familie in Georgia zu geleiten, wo sie mit herzlicher Teilnahme aufgenommen werden und eine neue Heimat finden würde.

Obwohl sich Burnham nur ungern von dem Mädchen trennte, trat er doch sofort für Ralphs Anerbieten ein.

So sagte sie denn unter Tränen dem alten Mann Dank und Lebewohl und verabschiedete sich von den Wächtern, die sie ebenso ungern wie Burnham scheiden sahen. Feierlich versprach Ralph, für sie sorgen zu wollen. Alle blickten dem Boot nach, das sie mit Tallihadjo und seinen Begleitern ans Festland brachte.

Tallihadjo bestieg seinen Schimmel, hob grüßend die Hand und ritt landeinwärts. Seine Krieger folgten ihm. Auch Ralph schloß sich mit Eloise dem Zug an. Er hatte ihr auf seinem Pferd aus zusammengelegten Bärenhäuten einen bequemen Sitz bereitet und ihr hinaufgeholfen. Er selber bestieg eines der Packtiere der Indianer.

Mittags, wenn sie im kühlen Schatten dichter Bäume rasteten, bereitete er ihr aus Fellen ein Lager, holte ihr frisches Quellwasser und süße Beeren.

So erreichten sie nach viertägigem Ritt das Lager Tallihadjos, wo die Heimkehrenden mit Jubel empfangen wurden.

Einen Tag blieben Ralph und Eloise dort, bis diese sich ein wenig von den Anstrengungen des ungewohnten Reitens erholt hatte.

Mit Sonnenaufgang nahmen sie dann von den gastfreien Seminolen Abschied und setzten ihre Reise nach Arnolds Niederlassung fort.

21. RALPH UND ELOISE

Es war ein warmer heiterer Nachmittag. Die beiden alten Arnolds saßen auf ihrer Veranda und lasen wieder und wieder einen langen Brief ihres Sohnes Frank, in dem er ihnen mitteilte, daß er nun bald mit seiner jungen Frau nach Hause kommen werde.

»Wird auch höchste Zeit!« meinte der Alte.

»Warum?« widersprach ihm seine Frau. »Laß den Jungen ruhig noch in Baltimore, wenn er Lust hat! Dort sieht er etwas von der großen Welt. Du hast doch gelesen, was für Bekanntschaften er da macht. Vielleicht wird er noch einmal Mitglied des Kongresses.

»Hast recht wie immer, Mutter!« Arnold zündete sich seine Pfeife an. »Aber wissen möcht ich bloß, was aus dem Ralph geworden ist! Wenn Frank auch nichts darüber schreibt, aber sein Verschwinden in Baltimore scheint schon Gründe gehabt zu haben! Sicher ist der Bursche wieder in schlechte Gesellschaft geraten ...«

Der alte Pflanzer unterbrach sich.

»Wenn man vom Teufel spricht, ist er schon da!«

Zwei Reiter kamen auf das Tor der Einzäunung zu. Das Ehepaar sprang auf und eilte ihnen entgegen. Gleich darauf schwang sich Ralph Norwood vom Pferd, half Eloise von dem ihren und stellte vor:

»Miß Eloise Dosamantes, Tochter des Kapitäns der ›Tritonia‹, die auf der Flucht vor Piraten an der Küste Floridas zerschellt ist. Miß Dosamantes hat keine Angehörigen mehr, und ich habe ihr gesagt, daß Sie sich vorerst gewiß ihrer annehmen würden.«

Frau Arnold sah voll Mitleid auf das bleiche schöne Mädchen, dem die Tränen nahe waren.

»Seien Sie uns willkommen! Wir freuen uns in der Einsamkeit über jeden Besuch. Treten Sie näher, Sie sind gewiß recht müde!«

»Mister Arnold, wahrscheinlich hat Frank es Ihnen schon geschrieben. Ich will nichts beschönigen. Was ich tat, ist nicht zu entschuldigen. Ich habe getrunken, gespielt und . . . erlassen Sie mir, alles aufzuzählen! Ich bereue meinen Leichtsinn bitter . . . «

»Ralph, Sie sind alt genug, um zu wissen, was sie tun. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, doch würde es mir weh tun, wenn der Sohn meines alten Freundes Tom auf die schiefe Bahn geriete. Darum freut es mich, daß Sie Ihre Verfehlungen bereuen. Versprechen Sie mir, in Zukunft jede Versuchung zu meiden!«

Das gelobte Ralph, und der Alte war zufrieden, als er ihm seine Absicht eröffnete, sofort die Hütte seines Vaters instand zu setzen und sich dort niederzulassen. Er erbot sich, Ralph einige Neger zur Hilfe mitzugeben.

In der Frühe des nächsten Morgens ritt Ralph mit zwei Negern auf sein väterliches Erbe. Dort verbrachten sie den Tag in rastloser Arbeit. Das Haus bedurfte einer gründlichen Ausbesserung.

So zog Ralph nun Tag für Tag an die Arbeit. Freude an dem fortschreitenden Werk erfüllte ihn. Bei der Arbeit aber erfüllte ihn immer mehr der Gedanke an die schöne Eloise. Sie zu gewinnen und in sein neues Heim zu führen war sein Wunsch. Er verzehrte sich in Liebe nach ihr.

Obwohl Eloise seine Blicke nicht verborgen blieben, ließ sie sich das nicht anmerken. Sie war stets freundlich und in sich gekehrt, dabei nur darauf bedacht, sich durch Arbeiten in Haus und Hof nützlich zu machen. Sie mühte sich, die Freundlichkeiten der alten Leute zu vergelten, indem sie sich zu einem Lächeln zwang. Auf die Dauer mußte sie ihnen in den beschränkten Räumlichkeiten zur Last fallen, wohin dann? Je mehr sie die Schrecken der Vergangenheit vergaß, um so banger machte sie die Ungewißheit der Zukunft.

Doch wohin konnte sie sich wenden? Sie war nicht ganz ohne Mittel. In dem Paket, das ihr der Vater beim Abschied gegeben, hatte sie tausend Dollar in Banknoten und den wertvollen Schmuck ihrer Mutter gefunden, dann noch einige Papiere, die ihr Schiffspapiere zu sein schienen und ihrer Meinung nach keinen weiteren Wert besaßen. Andere hätten es vielleicht verstanden, sich mit diesen Mitteln eine neue Existenz aufzubauen, aber Eloise war viel zu unselbständig und lebensunerfahren.

Wochen waren verstrichen. Ralph hatte sich ein paar Tage nicht blicken lassen, als der alte Arnold eines Morgens davonritt, um ihn auf seiner Siedlung aufzusuchen. Frau Arnold holte die Hecheln und setzte sich mit Eloise auf die Veranda, um Baumwolle für den Hausgebrauch zu reinigen.

»Nächstens begleiten wir meinen Mann einmal zu dem jungen Norwood,« sagte Frau Arnold nach einer Weile. »Sein Haus soll recht hübsch und wohnlich sein. Er hat das beste Stück Land in der Gegend und kann tüchtig schaffen, wenn er will. Was hältst du von ihm, Eloise?«

»Ich muß ihm ewig dankbar sein, daß er sich meiner angenommen hat.«

Frau Arnold sah sie mit einem ernsten forschenden Blick an.

»Mein Kind, ich hab dir etwas auszurichten. Ich übernahm es, weil Ralph der Sohn unseres besten Freundes ist. Er hält um deine Hand an.«

Das Blut schoß Eloise in die Wangen, sie preßte die Hände im Schoß zusammen.

»Mein Kind, es liegt mir fern, dich bereden zu wollen,« fuhr Frau Arnold gütig fort. »Aber überleg dir deine Antwort wohl! Es geht um dein Lebensglück. Ralph war sehr leichtsinnig, er hat sich in schlimmer Gesellschaft herumgetrieben. Aber ich halte ihn nicht für ganz schlecht. Vielleicht wird er ein guter Ehemann.«

»Ach, Madam, ich habe wahrhaftig noch nicht ans Heiraten gedacht. Ich kann unmöglich jetzt eine Antwort . . . «

»Sollst du auch nicht, Kind! Wenn du nicht willst, zwingt dich niemand. Solange wir leben, mein Mann und ich, hast du hier bei uns eine Heimat. Ralph wird vor einer Woche nicht wieder zu uns kommen. Solange kannst du alles erwägen.«

Sie begann von dem Glück ihres Sohnes Frank zu erzählen, den sie nun bald mit seiner jungen Frau zurückerwarteten. Unendlich freue sie sich schon darauf. Hoffentlich werde es der Schwiegertochter nicht zu eng im Haus des Sohnes vorkommen.

»Auch wir sind ja sehr beschränkt hier,« plauderte sie absichtslos. »Wir wollten oft schon anbauen, aber für uns zwei alte Leute reicht der kleine Raum.«

So wenig sie sich auch dabei dachte, in Eloise blieben diese Worte haften. Sie bestätigten ihr, was sie selber schon so oft bei sich erwogen hatte. Sie konnte nicht für alle Zeiten hier bleiben.

Sie liebte Ralph nicht. Er war nicht der Mann ihrer Mädchenträume, obwohl er ein stattlicher, durchaus nicht häßlicher Mann war. Sie war ihm nicht abgeneigt und mußte ihm schließlich sehr dankbar sein. Warum sträubte sie sich so gegen eine Verbindung mit ihm? Er liebte sie, das hatte sie längst aus seinen Blicken gefühlt. Gewiß würde auch sie ihn liebenlernen, dachte sie in ihrer Naivität. Immer mehr machte sie sich mit dem Gedanken an eine Ehe vertraut.

Drei Wochen später knüpfte Frau Arnold ihrem Mann das Halstuch zu einer wunderschönen Schleife. Sie selber setzte sich einen blendendweißen Leinenhut auf und bewaffnete sich gegen die Sonnenstrahlen dieses prächtigen Sonntagmorgens mit einem Regenschirm.

Vor der Tür wartete bereits Ralph in seinem besten Anzug. Artig begrüßte er Eloise und half Frau Arnold und ihr auf die Pferde. Die beiden Paare trabten los, hinter ihnen folgte fröhlich grinsend der Neger Bob.

Drei Meilen entfernt lag im Walde ein einsames Blockhaus: die Kirche, in der sich die Farmer der Umgegend jeden Sonntag zum

Gottesdienst einfanden. Der Prediger war ein einfacher Pflanzler, der die Berufung zu diesem Amt in sich fühlte.

Der Prediger sprach schlichte Worte der Erbauung. Nachdem er geendet hatte, gab er an diesem Sonntag Ralph Norwood und Eloise Dosamantes als Eheleute zusammen.

In dem festlich geschmückten Hause Arnolds wurde die Hochzeit gefeiert, an der neben dem Prediger noch zahlreiche Nachbarn teilnahmen. Am späten Nachmittag ritten zunächst Ralph und Eloise davon, dann brachen auch die anderen Gäste auf, um noch vor Einbruch der Dunkelheit daheim zu sein.

Frau Arnold war noch dabei, mit Hilfe der Neger aufzuräumen, als ein zweirädriger offener Wagen vorfuhr. Es war Frank mit Eleanor. Ihnen folgten noch ein Leiterwagen mit zehn Sklaven, einem Geschenk Forneys.

Die Überraschung, der Jubel der beiden Alten kannte keine Grenzen. Immer wieder umarmten sie den Sohn und nicht minder herzlich bewillkommneten sie die Schwiegertochter, mühten sich, es ihr angenehm zu machen.

»Wäret ihr einen halben Tag eher gekommen, so hättet ihr die Hochzeit Ralph Norwoods mitmachen können,« sagte der alte Arnold.

»Ralph verheiratet? . . . Die arme Frau!« entfuhr es Frank. »Seit wann ist er denn wieder hier?«

Vater Arnold erzählte nun die Leidensgeschichte Eloises, wie Ralph sie mitgebracht und wie er dann fleißig auf seinem väterlichen Erbe gewirkt habe.

Diese Nacht verbrachte das junge Paar in der väterlichen Besetzung. Erst spät kam man zur Ruhe, so viel war zu berichten. Dann mußten die zahlreichen Pakete ausgepackt werden, die Geschenke für die beiden alten Leute enthielten, Stoffe, Tuche, Kostbarkeiten, die man an der Grenze nicht kannte.

Nach dem Mittagessen brach man dann nach der Besetzung Franks auf. Die alten Leute begleiteten die Wagen zu Pferde. Sie

hatten Bob vorausgeschickt, daß er die Neger Franks auf die Ankunft ihrer Herrschaft vorbereitete.

So standen die Sklaven am Eingangstor der Umzäunung und überreichten Eleanor einen prächtigen Blumenstrauß. Freudestrahlend führte Frank seine Frau in das nette Heim, das er selber geschaffen hatte, und zeigt es ihr voll Stolz, die hübsch ausgestatteten Zimmer, die saubere Küche, die Vorratskammer, das Milchhaus. Mit Genugtuung vermerkte Arnolds Mutter, wie wohl und glücklich Eleanor sich sogleich fühlte.

Nach dem Abendessen machten sich die beiden alten Leute mit Bob wieder auf den Heimweg. Von den Wiesen her wehte ein laues, mit Blütenduft gewürztes Lüftchen. Glücklich sah das junge Paar den Eltern nach.

Es war einige Abende später. In Norwoods Haus flackerte traulich das Kaminfeuer. Ralph hatte Eloise auf seinem Schoß und preßte sie unter leidenschaftlichen Küssen an sich.

»Ich bin ja so glücklich und hoffe, daß auch du dich wohl fühlen wirst! Wenn du auch anfangs noch vieles entbehren mußt! Aber wenn ich eine gute Ernte mache, kaufe ich dir eine Negerin, die dir die Arbeit erleichtert!«

»Oh, ich habe noch tausend Dollar in Banknoten!« rief Eloise und holte das Paket ihres Vaters herbei. »Die anderen Papiere hier haben sicher keinen Wert.«

Ralph nahm sie und überflog sie nach dem ersten Blick höchst eifrig.

»Mein Gott, Eloise! Das ist ja ein Versicherungsschein über zwanzigtausend Dollar, in New York auf die ›Tritonia‹ genommen! Hier steht es ausdrücklich: versichert für die Reise von New York bis Mazatlan am Pazifik! Und das hier sind bezahlte und quittierte Rechnungen über die Ladung der ›Tritonia!‹«

Er las sorgfältig jedes einzelne Blatt durch. Schließlich riß er Eloise an sich und küßte sie in wilder Freude.

»Mädel, wir sind reich! Wir brauchen nur das Geld einzufordern! Ich muß den Leuchtturmwächter aufsuchen, damit er mir den Untergang des Schiffes und deine Rettung bescheinigt. Und ich will gleich morgen reiten. Wirst du die paar Tage hier allein bleiben können?«

»Vielleicht nehmen mich die alten Arnolds noch einmal für die kurze Zeit? Sie haben mir gesagt, ich sei ihnen jederzeit willkommen.«

»Süße Worte, liebes Kind! Einmal muß ich es dir doch gestehen: ich habe von Arnolds eine ganz andere Meinung als du! Sie sind scheinheilig und doppelzünftig. Die Alte hat mir immer wieder vorgehalten, wie sehr du ihnen im Weg seist. Am schlimmsten aber ist ihr Sohn Frank, der jetzt zurückgekehrt ist. Er hat sich in Baltimore ganz übel gegen mich benommen, und ich will mit ihm nichts mehr zu tun haben. Je weniger wir mit Arnolds in Berührung kommen, um so besser!«

Ralph sprach so im Bewußtsein seiner Schuld. Er nahm an, daß Frank die Ursache seiner Flucht aus Baltimore kannte, sonst würde er ihn sogleich nach seiner Rückkehr aufgesucht haben. Er hatte nicht den Mut, Frank vor die Augen zu treten, und mußte jeden weiteren freundschaftlichen Verkehr Eloises mit den Arnolds unterbinden. Denn er fürchtete, sie würde nun von seinen Verfehlungen hören.

Eloise war nur zu leichtgläubig. Sie fügte sich seinem Wunsch und blieb allein auf der Siedlung, wenn auch mit etwas Bangen. Ralph aber ritt schon früh am anderen Morgen fort, den Versicherungsschein wohl geborgen in der Brusttasche.

Es drängte ihn, möglichst schnell in den Besitz der zwanzigtausend Dollar zu kommen. Dieses Geld würde er nicht wieder vergeuden, es sollte den Grundstock künftigen Reichtums bilden. Und er überlegte hin und her, wie er es wohl am vorteilhaftesten verwenden könne. Unter solchen Gedanken ward ihm der Weg durch den Urwald kurz.

22. HABGIER UND NIEDERTRACHT

Die sinkende Sonne vergoldete den Spiegel des urwaldumschlossenen stillen Sees, an dem Hallemico wohnte, als Ralph Norwood an seinem Ufer hinritt. Er sah Rauchsäulen, die unbewegt zum Himmel aufstiegen, dann erkannte er glimmende Lagerfeuer vor hölzernen Hütten. Er wußte, daß er bereits beobachtet wurde, doch unbefangen ritt er weiter.

Der Häuptling hockte mit Frauen und Kindern um ein hellflackerndes Feuer. Mit finsterem Gesicht trat er Ralph entgegen.

»Ich bin der Sohn von Tom Norwood!«

Des Indianders Miene hellte sich auf, er nahm Ralphs dargebotene Hand.

»Tom Norwood war ein Freund der roten Kinder, und sein Sohn hat das Blut der Seminolen in den Adern. Mein Feuer soll dich wärmen, meine Weiber sollen dir das zarteste Fleisch und die süßesten Früchte reichen! Ruh dich aus auf dieser Bärenhaut!«

»Was bringst du Neues?« fragte er nach einer Weile. »Sind die Bleichgesichter gesättigt oder gelüftet sie wieder nach unserm Land?«

»Zur Zeit sind sie zufrieden und denken nicht daran, weiter in euer Gebiet einzudringen.«

»Das gebe der Große Geist! Wenn der nächste Schlachtruf der Seminolen gegen die Weißen ertönt, werden sich die Flüsse rot von Blut färben, und die Geier und Wölfe können nicht alle Leichen vertilgen!« Die dunklen Augen Hallemicos erglänzten, doch dann wechselte er das Thema und fragte: »Wohin führt dein Pfad?«

Ralph nannte ihm sein Ziel.

»Dann reitest du durch das Land Osmakohees, mit dem ich in Blutfreundschaft lebe,« sagte der Häuptling.

Hallemico war früher ein mächtiger Häuptling gewesen, aber im letzten Krieg mit den Weißen hatte sein Stamm schwere Verluste gehabt. Er zählte nur noch einige dreißig rüstige Krieger.

Trotzdem besaß Hallemico noch großes Ansehen unter den Seminolen, denn er war sehr wohlhabend. Er besaß über fünfzig Negerklaven, die für ihn arbeiteten, seine Herden waren zahlreich, sein Jagdgebiet reich an Wild und der See mehr als ergiebig an Fischen und Schildkröten.

Ruderschläge lenkten die Aufmerksamkeit der Männer nach dem See hin. Über die dunkle Flut, in der sich zitternd der Mond spiegelte, glitt ein Kanu auf das Ufer zu. Eine Indianerin sprang heraus und machte den Nachen fest.

»Das ist Olviana, meine Tochter, sie war fischen,« sagte Hallemico.

Die Frauen eilten zu ihr und beluden sich mit den Fischen, die an Strängen aufgereiht, an beiden Seiten des Kanus herabhingen. Hallemico rief das Mädchen herbei und machte sie mit dem Gast bekannt.

Olviana mochte sechzehn Jahre zählen. Ihr ebenmäßiges Gesicht war von großem Liebreiz und beseelt von tiefbraunen Augen. Ein buntschillernder Federnquast hielt ihr blauschwarzes Haar zusammen, das ihr über die Schultern herabfiel. Ihre Haut war hellbraun getönt. Ein Schmuck von weißen Perlen hing um ihren Nacken bis auf ihre jugendliche Brust. Um die schmalen Hüften trug sie ein schön bemaltes und befranstes kurzes Lederrockchen.

Olviana bediente den Vater und den Gast auch beim Essen, sie holte Honigbier und brachte ihnen zum Nachtschisch Bananen, Feigen und Orangen. Als beide sich ihre Pfeifen anzündeten, begab sie sich zu den anderen Frauen und Kindern, um mit diesen zu essen.

Die Frauen und Kinder begaben sich bald zum Schlafen in die Hütte, Hallemico und Ralph blieben am Feuer liegen. Es war eine milde Nacht.

Als Ralph am anderen Morgen erwachte, hatte Olviana bereits das Lagerfeuer aufgefrischt, Milch von den Kühen geholt und das Frühstück bereitet.

Nach einem herzhaften Imbiß nahm Ralph Abschied von Hallemico und den Seinen. Noch einen Blick warf er zurück auf den in der Morgensonne gleißenden See, dann tauchte er im Urwald unter.

Zwei Tage später. Über eine Wüste, von Dornestrüpp durchzogene Sandfläche floh ein weidwunder Hirsch. Hinter ihm drein hetzte Osmakohee, der Seminolenhäuptling, mit zwanzig jungen Jägern, die teils beritten, teils zu Fuß waren. Schon näherte sich das ermattete Tier dem Walde, als die Hunde es faßten und niederrissen.

Der erlegte Hirsch wurde auf ein Pferd gebunden. Der Häuptling stieß einen langgedehnten, gellenden Schrei aus, der im Walde widerhallte. Aber vergebens lauschte Osmakohee auf eine Antwort. Wartend stand der Jägertrupp. Immer länger wurden die Schatten des Waldes. Die Sonne versank. Rot glühte der Himmel im Westen.

Da brach ein weißes Pferd aus dem Dunkel des Waldes hervor. Der Reiter darauf war vornüber gesunken und klammerte sich in der Mähne fest. Dann fiel er in den Sand und blieb dort regungslos liegen, während der Schimmel wiehernd auf seine Kameraden zulief. Sein Rücken war blutgefärbt.

»Mein Sohn!« schrie Osmakohee auf und rannte nach dem Gestürzten.

Zu spät! Der junge Indianer war eine Leiche. Ein Pfeil war ihm in die linke Seite gedrungen und sah mit der Spitze aus der rechten Brust heraus. Die Klagerufe des Häuptlings wurden zu einem Wutgeheul. Er hob seine Hände und schwur den Untergang des ganzen Stammes, dem der Mörder angehöre. Nicht eher wolle er wieder bei einem Feuer schlafen, bis er diese Rache ausgeübt!

Dann nahm er die Leiche hoch und trug sie auf sein Pferd. Mit dem toten Sohn im Arm ritt er langsam seinem Lager zu. Stumm folgten ihm die Jäger.

Der Anblick des Toten brachte das ganze Lager in furchtbarste Aufregung. Man untersuchte den Pfeil, um seine Herkunft festzustellen. Aber die Meinungen gingen auseinander. Die Wahl der Federn deutete auf diesen, die Form der Eisenspitze auf jenen und die Blutrinne im Holz wieder auf einen anderen Stamm. Bald wurden auch Stimmen gegen den alten Feind Hallemico laut, den man der Meucheltat verdächtigte.

Während die Todeswaffe noch von Hand zu Hand ging, schlugen die Hunde an und verkündeten das Nahen eines Fremden. Es war Ralph Norwood, der herangeritten kam. Der Bote, der seinerzeit Tallihadjo von dem Unternehmen Homathlans gegen den Leuchtturm unterrichtet hatte, erkannte ihn sofort wieder.

So hieß Osmakohee den Freund Tallihadjos an seinem Feuer willkommen. Nicht lange, und Ralph hatte erfahren, was geschehen war. Noch einmal wiederholte der Häuptling seinen fürchterlichen Racheschwur.

Aus Hallemicos Munde wußte Ralph von der Feindschaft der beiden Stämme. Er hatte immer wieder an die Negerklaven des Seminolen denken müssen. Dem Wilden nutzten sie nicht viel, aber ihn hätten sie reich machen können. Er hatte gehofft, von Hallemico billig einige Sklaven kaufen zu können. Das war ihm abgeschlagen worden, aber vielleicht bot sich ihm nun die Gelegenheit, doch zu den Sklaven zu kommen.

Ein niederträchtiger Einfall kam Ralph, so teuflisch, daß er anfangs vor sich selbst erschrak. Aber es bohrte und bohrte in ihm, die Habgier war stärker als sein Gewissen.

»Was gibst du mir, wenn ich dir sage, wer den Mörder gegen deinen Sohn abgeschickt hat?« fragte er Osmakohee leise.

Der Häuptling fuhr zurück und stierte ihn an. Krampfhaft zuckten seine Lippen.

»Alles, was du verlangst!« stieß er hervor. »Nimm, was ich besitze!«

»Ich muß auf deine Verschwiegenheit rechnen!«

»Nenne mir den Namen! Die finsterste Nacht ist nicht so verschwiegen wie die Zunge Osmakohees, die eher vermodern wird, als verraten, was du ihr anvertraust!«

»Auf meiner Reise hierher ruhte ich eine Nacht am Feuer eines Seminolenhäuptlings. Er glaubte mich im Schlaf und redete mit seinen Kriegern, forderte sie auf, deinem Sohn aufzulauern, und versprach dem Mörder Sklaven, Vieh und Pferde.«

»Wer war es?« Osmakohee schüttelte erregt Ralphs Arm.

»Hallemico!« flüsterte Ralph.

Der Häuptling ließ seinen Arm los.

»Bis auf das kleinste Kind werde ich seinen Stamm vernichten,« sagte er in kalter Ruhe.

»Er besitzt viele Neger, ihnen darfst du nichts tun!« wandte Ralph ein. »Es ist mein Wunsch, daß du sie mir überbringst. Ich wohne auf der Farm meines Vaters.«

»Das Wigwam des alten Tom ist mir bekannt. Ehe der Mond zum zweiten Mal rund wird, bringt dir Osmakohee die Sklaven Hallemicos dorthin.«

Dumpf vor sich hinbrütend, starrte der Häuptling in die flackernden Flammen des Lagerfeuers.

23. SEMINOLEN GEGEN SEMINOLEN

Mit Sonnenaufgang schmückten Hallemicos Frauen sein schönstes Pferd mit bunten Federn und farbigen Lederstreifen und legten ihm ein prächtiges Pantherfell auf. Auch für Olviana wurde ein Pferd mit dem besten Reitzeug versehen. Das Mädchen selber kleidete sich festlich.

So trat Hallemico mit ihr, von einigen Kriegern begleitet, die Reise nach dem Lager Tallihadjos an, wo sie am Abend eintrafen. Sie wurden als liebe Freunde empfangen.

Nach dem Abendessen ergriff Hallemico das Wort:

»Hallemicos Herz ist voll. Seine Zunge wünscht mit Tallihadjo zu reden.«

»Tallihadjo ist der mächtigste Häuptling der Seminolen. Alle seine roten Brüder achten auf seine Stimme. Sein Land ist groß, seine Weiden sind fett und seine Herden zahlreich. Tallihadjos Sohn Tomorho hat meiner Tochter Olviana die Hochzeitsfackel vor ihr Wigwam getragen, ihr Schein hat mein Herz erhellt. Olviana wird zwanzig Sklaven, Hallemicos bestes Vieh und schönste Pferde erhalten, wenn Tallihadjo sie als Frau seines Sohnes begrüßen will.«

Mit unbewegtem Gesicht hatte Tallihadjo zugehört, jetzt sah er den Sprecher an:

»Auch Tallihadjos Herz ist erfreut über die Wahl seines Sohnes Tomorho. Doch noch ist die Zeit nicht gekommen, daß er Olviana zur Frau nimmt. Tomorho gehört seinem Volke und darf dessen Not nicht über eignes Glück vergessen. Mag sein Herz für die Geliebte schlagen, sein Leben ist Eigentum der Seminolen, bis diese frei und unabhängig von den Bleigesichtern ihre Zelte in den Prärien am Fuß der großen Gebirge des fernen Westens errichten können. An diesem Tag bitte ich dich, meinem Sohn deine Tochter zur Frau zu geben. Doch laß Olviana einige Zeit bei mir, damit die Herzen unserer Kinder sich eng verbinden. Um so kostbarer wird Tomorho der Preis werden, den er einst empfangen soll für die Taten, die er für sein Volk zu vollbringen hat.«

Hallemico und den beiden Liebenden war diese Antwort Tallihadjos sicher nicht nach Wunsch, aber auf ihren Zügen war kein Ausdruck der Unzufriedenheit zu lesen. Schweigend und regungslos saßen sie da.

Tallihadjo aber drückte nun herzlich die Hand Hallemicos. »Je mehr wir alle beim letzten Kampf gegen unsere Unterdrücker zu gewinnen, je weniger wir zu verlieren haben, um so sicherer ist

der Sieg. Der Tag der Entscheidung ist nicht mehr fern, denn die Habgier der Weißen ist größer, als wir denken.«

Er stand auf und schloß Olviana in die Arme.

»Das Glück, das ich euch hier versage, wird euch am eigenen Feuer im fernen Westen umgeben! Deine Liebe stärke dich zum Kampf, denn auch ihr Weiber werdet eure Pfeile auf die weißen Feinde richten müssen.«

Er führte das Mädchen seinem Sohn zu, der sie in die Arme nahm. Satochee eilte in die Hütte und kam mit einem Perlen-schmuck zurück, den sie Olviana als Geschenk umhing. Onahee ging und kam mit einem schön verzierten Bogen und einem pfeil-gefüllten Köcher von Pantherhaut zurück.

»Mögen diese neuen Pfeile sich mit dem Blut der Bleichgesich-ter färben!« sagte sie und überreichte der Braut die Waffen. »Ihr Todesröcheln soll im Siegesgeschrei unseres Volkes verhallen! Möge das Feuer, das die Wigwams der Weißen verzehrt, dir als Hoch-zeitsfackel leuchten!«

Heiterkeit und Frohsinn zog jetzt in den Kreis des Lagers. Zwei Tage später reiste Hallemico ohne Olviana zurück.

Einige Wochen waren verstrichen. Die fast volle Scheibe des Mondes warf ihr helles Silberlicht auf die leicht gekräuselte Fläche des Sees, an dem Hallemico wohnte.

Hallemico hatte seinen vierjährigen Sohn im Arm. Er schien unruhig zu träumen, denn er bewegte sich im Schläfe. Regungslos verharrte der dunkle Kopf eines Mannes, der nur wenige Schrit-
te von ihm aus dem Grase ragte. Er lauschte nach dem Schläfer. Dann kroch er wieder näher. Die Feuersglut bestrahlte mit rötli-chem Schein die grimmigen Züge Osmakohees, blitzte auf einem langen Messer in seiner Hand.

Irgendwo im Lager bellte ein Hund. Da stieß Osmakohee zu, ins Herz des Knaben. Sein Todeszucken weckte Hallemico, aber da fuhr die Faust mit dem Stahl abermals nieder. Ohne einen Laut sank der Häuptling tot zurück.

Osmakohee erhob sich und stieß einen gellenden Schrei aus, auf den augenblicklich rundum ein fürchterliches Geheul antwortete. Von allen Seiten fielen die Krieger, ja auch die Weiber von Osmakohees Stamm, über die Schläfer her. Ein wildes Gemetzel begann. Der Widerstand der überraschten Krieger Hallemicos war schnell gebrochen. Vergeblich suchten Frauen und Kinder zu entfliehen. Nur die Neger Hallemicos wurden verschont. Zitternd sahen sie, wie die Mörder sich mit den Skalpen ihrer Opfer schmückten.

Dann wurde Feuer in die Hütten geworfen. Prasselnd loderten die Flammen zum nächtlichen Himmel. Die gefangenen Negerklaven mußten helfen, die Herden der Gemordeten fortzutreiben. Als die Sonne aufging, hatte Osmakohee mit seiner Beute schon den Rückmarsch nach seinem Lager angetreten.

Der junge Tag erhellte ein grauenhaftes Bild. Rauchende Aschenhaufen bezeichneten die Stellen der Hütten, verstümmelte Leichen lagen in ihrem Blute . . .

Nur ein einziger Krieger Hallemicos, der im Mondschein auf der Bärenjagd gewesen, war dem Schicksal seines Stammes entgangen. Er war durch das Geschrei des Überfalls zurückgerufen, aber zu spät gekommen, das Blutwerk war schon vollbracht.

Nun stand er am nächtlichen Lagerfeuer vor Tallihadjo, der mit finster zusammengezogenen Brauen die Schreckensnachricht vernahm. Olviana sank mit einem Aufschrei Latochee in die Arme. Tomorho forderte wutentbrannt Rache.

Aber der Häuptling winkte ihm, zu schweigen.

Die Kunde hatte sich schnell durch das Lager verbreitet, und die alten Krieger eilten herbei und sammelten sich um Tallihadjo. Endlich brach dieser die erwartungsvolle Stille.

»Der Große Geist verwirrt die Sinne der Seminolen und entzweit sie untereinander. Ihr fordert Rache an Osmakohee, weil ihr Freunde Hallemicos wart! Kaum wird Osmakohees und seiner Leute Blut geflossen sein, so werden deren Freunde Rache

an euch fordern, und bald wird das Kriegsgeschrei der Seminolen durch ganz Florida erschallen. Nicht aber gegen die Weißen, nein, ein Bruder wird nach dem Leben des andern trachten. Sollen wir selbst die Kraft zerstören, die wir unsern weißen Unterdrückern entgegensetzen können?«

Die Krieger schwiegen, denn sie erkannten die Wahrheit dieser Worte. Tallihadjo aber befahl in schnellem Entschluß den sofortigen Aufbruch aller waffenfähigen Männer.

Drei Tage später erschien Tallihadjo mit seiner Schar im Lager Osmakohees. Dieser sah dem mächtigen Besucher mit finsternen Blicken entgegen.

»Die Seelen Hallemicos und der Seinen rufen nach Rache! Warum hast du sie erschlagen?« fragte Tallihadjo.

»Hallemico hat dem seiner Krieger, der meinen Sohn töten würde, Sklaven, Vieh und Pferde geboten!«

»Du lügst, Osmakohee!«

Aus der Schar der Reiter sprang der letzte Krieger Hallemicos vor. Osmakohee riß sein Messer aus dem Gürtel und wollte sich auf ihn stürzen, aber Tallihadjo trat ihm in den Weg.

»Halt! Man hat dich belogen, du hast unschuldiges Blut vergossen! Richte noch einmal deine Waffen gegen einen Seminolen, und ich töte dich und deinen ganzen Stamm! Du hast dich gegen dein Volk versündigt, indem du ihm Krieger nahmst, die auf meinen Kriegsruf gegen die Bleichgesichter warteten. Du hast etwas gutzumachen, Osmakohee! Geh von Stamm zu Stamm, von Hütte zu Hütte, und fordere alle Seminolen auf, sich zum letzten Kampf zu rüsten. Sag ihnen, der Tag sei nahe, an dem Tallihadjo sie führen werde. Und der Große Geist werde ihren Waffen Sieg verleihen!«

»Für Osmakohee gibt es keine Freude mehr, seitdem sein Sohn in den ewigen Jagdgründen weilt. Er sehnt sich danach, siegreich dorthin einzugehen, um den Sohn wiederzusehen. Gern bereitet

er sein Volk auf den großen Freiheitskampf vor, damit er bald in der Schlacht den Tod für sein Volk sterben kann.«

»Der Große Geist möge deine Zunge stärken, daß ihre Worte auch bei den Seminolen Gehör finden, deren Jagdgebiete noch reich an Wild, deren Herden noch fett und deren Herzen noch nicht von den Weißen verwundet sind! Laß uns Platz nehmen an deinem Feuer und die Pfeife des Friedens rauchen!«

Tallihadjo befahl seinen Kriegern abzusteigen und sich zu ruhen. Er selber ließ sich allein mit Osmakohee an dessen Lagerfeuer nieder, wo sie die Friedenspfeife rauchten. Er suchte mit all seiner Beredtsamkeit zu beweisen, daß Hallemico unschuldig an der Ermordung von Osmakohees Sohn gewesen sei. Aber es gelang ihm nicht, den anderen zu überzeugen. Tallihadjo forderte nun die Rückgabe der Negersklaven und Herden Hallemicos an Olviana. Doch Osmakohee weigerte sich hartnäckig, die Neger abzutreten, weil er sie dem Mann versprochen habe, der ihm Hallemico als Mörder genannt habe. Als Tallihadjo nun in ihn drang, brachte er noch heraus, daß es ein weißer Mann gewesen sei.

Ein weißer Mann? Dann habe er Osmakohee belogen, um in den Besitz der Sklaven zu gelangen! Osmakohee wurde unsicher, lehnte es aber trotzdem standhaft ab, den Namen des Weißen zu nennen, weil er diesem sein Wort gegeben habe. Er schwur aber beim Andenken seines Sohnes, an dem tückischen Verräter blutige Rache zu nehmen.

Nach langstündigen Beratungen schieden die beiden Häuptlinge wieder voneinander. Die Neger Hallemicos und seine Herden nahm Tallihadjo mit sich.

24. LAFAYETTE IN BALTIMORE

Amerika rüstete sich zum Empfang des greisen Lafayette. Die Fregatte »Brandywine« – so genannt zum Gedächtnis an das Gefecht, in dem einst der junge Freiheitskämpfer verwundet wurde

– war bereits nach Frankreich gesandt worden, um Lafayette abzuholen. Inzwischen beriet in allen Staaten der Union das Volk, wie man den gefeierten Besuch am würdigsten ehren könne.

Anlässlich dieser Wahl sahen sich Ralph Norwood und Frank Arnold in dem kleinen georgischen Settlement unweit ihrer Besitzungen zum ersten Mal wieder. Viele hundert Bewohner aus der Umgegend hatten sich eingefunden und standen in Gruppen vor dem Gerichtsgebäude, als Ralph in eleganter schwarzer Kleidung auf edlem Pferde, gefolgt von einem Neger als Reitknecht, herangeritten kam. Von allen Seiten wurde er begrüßt, denn er war in kurzer Zeit eine bekannte Persönlichkeit geworden.

Die New Yorker Versicherungsgesellschaft hatte anstandslos zwanzigtausend Dollar für die »Tritonia« an Ralph ausgezahlt. Dieser hatte sich sofort eine Anzahl Negersklaven gekauft und sie an die Feldarbeit gesetzt, hatte seine alte Hütte neu eingerichtet und mit dem Bau eines neuen zweistöckigen Holzhauses begonnen. Auch zeigte er sich seitdem oft in dem Settlement und in Tallahassee, wo er sich Freunde suchte und in den Trinkhäusern immer sehr freigebig war. Er bot alles auf, um eine politische Rolle spielen zu können.

So rechnete Ralph bestimmt damit, daß er zum Vertreter für den Lafayette-Empfang gewählt würde. Als der Sheriff den Beginn der Wahl verkündete, schritt er selbstbewußt in das Gerichtsgebäude, um seinen Wahlzettel abzugeben.

Als Ralph die Treppe vom Wahlzimmer herunterkam, begegneten ihm Frank Arnold und sein Vater, die im Gegensatz zu ihm ihre gewohnte Pflanzertracht trugen. Er schritt an ihnen vorüber, ohne sie einer Beachtung zu würdigen.

»Dieser Schuft!« sagte Frank halblaut. »Ein Wort von mir könnte ihn verderben! Daß er mich nicht grüßt, ist mir nur angenehm! Aber daß er dich nicht kennen will, wo er dir so viel zu verdanken hat, ist schändlich! Am liebsten möchte ich ihm nach und . . .«

Doch der Alte beruhigte den Sohn. Schweigend sahen beide zu wie Norwood während des Mittagessens im Gasthause von Dennis eine Flasche Wein nach der andern springen ließ.

»Lafayette, Frankreich und die Freiheit Amerikas!« toastete er unter Beifallstürmen.

Um so enttäuschter war Ralph, als später das Ergebnis der Wahl bekanntgegeben wurde. Sein Name wurde unter den gewählten Abgeordneten nicht verlesen, dagegen befand sich Frank Arnold mit einer großen Stimmenmehrheit darunter. Während Frank allseits beglückwünscht wurde, machte sich Ralph schnell auf den Heimweg, wobei er seinem Pferd wütend die Sporen in die Seite stieß.

»Ich hatte keine Lust, mit dem falschen Kerl, dem Arnold, zusammen als Abgeordneter nach New York zu reisen,« erklärte er daheim Eloise. »Er und sein Vater zogen die Leute fast mit Gewalt in die Kneipen, um sie zu traktieren. Darum bat ich meine Freunde, nicht für mich zu stimmen.«

25. DER GROSSE KRIEGSRAT

Das schöne Florida bewegte immer lebhafter die Gemüter der Amerikaner. Immer häufiger wurden in der Presse die Artikel, die auf die Greuelthaten der Seminolen, dieser Unmenschen und Kannibalen, hinwiesen und zum Krieg hetzten. Die wenigen Stimmen, die Gerechtigkeit für die Indianer forderten und auf ihre angestammten Rechte hinwiesen, fanden kein Gehör.

Der Druck der weißen Siedler an den Grenzen und Küsten wurde immer stärker. Immer kleiner wurde der Raum, auf den die roten Stämme zusammengedrängt wurden. Während die Stämme an der nördlichen Grenze schon längst Ackerbau und Viehzucht trieben, lebten die im Innern der Halbinsel meist von der Jagd, hielten wohl auch Vieh und bauten hin und wieder etwas Mais. Sie widersetzten sich immer mehr, ihre roten Brüder, die von den

Weißten zurückgedrängt wurden, in ihren Jagdgründen aufzunehmen. Es kam oftmals zu blutigen Streitigkeiten zwischen den Indianern, die schließlich aber immer damit endeten, daß man gemeinsam Rache an den weißen Eindringlingen nahm.

Besonders die Siedlungen der Amerikaner an den Küsten des südlichen Florida wurden täglich mehr von den Eingeborenen bedrängt, die Menschen gemordet, die Häuser niedergebrannt und Vieh und Pferde fortgetrieben. Hunderte von Weißen waren so auf die grausamste Weise getötet worden.

Es war das Häuptling Osmakohee, der dort als Siegesprophet von Stamm zu Stamm zog. Im Namen des Großen Geistes verkündete er, der Tag der Rache sei nahe, und bald werde man den Kriegsruf Tallihadjos in ganz Florida hören.

Immer dringender wurden die Hilferufe der Grenzer nach Washington. Schließlich landete die Regierung in der Tampa-Bay an der Südwestküste Floridas eine Truppenmacht, die dort das ehemalige Fort Brooks wiederherstellte und besetzte. Sie sollte die Ansiedler schützen.

Im Kongreß beriet man darüber, wie man das wertvolle Gebiet von Florida am leichtesten von den Wilden säubern könnte. Die meisten Anträge lauteten auf einen Vernichtungskrieg, der weniger Kosten bedingen würde als ein Ankauf des Landes und eine Übersiedlung der Wilden nach dem Westen. Die Opfer eines solchen Krieges, nicht einmal das Leben der Soldaten, brachten diese Edelmenschen in Anschlag.

Der alte Arnold unterrichtete Tallihadjo von den Beratungen in Washington. Auch in Georgia habe die freundliche Stimmung für die Seminolen durch die Bluttaten Osmakohees sehr abgenommen.

Ruhe wie vor einem Orkan lag über Florida. Die Weißen umgaben ihre Niederlassungen mit Palisaden, machten ihre Häuser kugelfest und versahen sie mit Schießscharten. Jede Familie zog

möglichst viele Männer zu sich heran, man versorgte sich mit Waffen und Munition. Kein Weißer wagte sich mehr in die Gebiete der Indianer. Den Kaufleuten wurde streng verboten, Waffen, Pulver und Blei an die Indianer zu verkaufen.

Der Herbst hatte die Laubholzinseln, die sich zwischen den un-absehbaren Fichtenwäldern Floridas hinziehen, nach dem dünnen Sommer mit frischem, saftigem Laub bedeckt. Ein kühlender See-wind strich über die blühenden Wiesen.

Vor Tallihadjos Hütte war das Lagerfeuer niedergebrannt. Seine Familie schlief. Nur der Häuptling selber saß mit Onahee am Ufer des Flusses unter ein Zypresse.

»Der Tag naht, an dem die Seminolen aufhören werden, ein Volk zu sein,« sagte Tallihadjo nach langem Schweigen. »Uneinigkeit und Selbstsucht gräbt ihnen das Grab. Vergebens habe ich die Häuptlinge im Innern des Landes aufgefordert, sich zum großen Kampf zu rüsten.«

Beim Tagesgrauen verließ der Häuptling mit Tomorho und einer Anzahl Krieger das Lager.

Eilboten durchzogen Florida in allen Richtungen. Von Stamm zu Stamm erging die Aufforderung Tallihadjos an Häuptlinge und Krieger, sich zu einer großen allgemeinen Volksberatung am Ahapopka-See zu sammeln. Wälder, Berge und Sümpfe tönten wieder vom Jubel und Kriegeschrei der Seminolen.

Gegen viertausend Krieger waren versammelt, aber kein lauter Ton unterbrach die feierliche Ruhe, die auf der von Menschenhand noch nicht entweihten Natur lag. Ernst und schweigend wie die hundertjährigen Baumriesen des Urwaldes am See lagerten die Indianer.

Als der Tag der Beratung erschien, begab sich zuerst Tallihadjo mit den ältesten seiner Leute unter das große Sonnendach von Palmblättern. Ihm folgten die anderen Häuptlinge mit ihren greisen Beratern. Sie nahmen schweigend Platz. Rundherum lagerten sich die Krieger.

Tallihadjo zündete sich die Pfeife an. Von Mund zu Mund ging sie in der ernstesten Versammlung, bis der letzte den Rauch gekostet hatte. Wie aus Stein gehauen saßen die braunen Gestalten, die dunklen Augen erwartungsvoll auf Tallihadjo geheftet.

Dieser erhob sich. Sein Blick wanderte über die Versammlung. Dann begann er: »Lange habt ihr vergebens gewartet, Tallihadjos Stimme zu hören. Lange hat Tallihadjo gezögert, seinem Volk den Abgrund zu zeigen, dem es blind zueilt. Ihr Häuptlinge, die ihr von eurem Lager aus die Fußstritte der Bleichgesichter erkennen könnt, die ihr von euren Jagdgründen Stück auf Stück habt abtreten müssen, ihr seht schon mit bangem Herzen nach den Sümpfen hin, wohin die Fremden den roten Kindern nicht folgen können, wo aber auch die Seminolen elend untergehen werden. Ihr Häuptlinge dagegen aus dem Innern Floridas, deren Jagdgründe heute noch reich und ungeschmälert sind, die ihr noch sorglos bei euren Feuern schlaft, ihr habt die Gefahr noch nicht erkannt! Seht dorthin, wo sich die grünen Wellen des Alabamaflusses mit der salzigen Flut mischen! Vor nicht allzu vielen Jahren brannten dort noch die Feuer der Seminolen und Creek, und kein Bleichgesicht wagte sich ihnen zu nahen. Die Weißen sandten Feuerwasser und Uneinigkeit unter uns. Mit schwachem Arm und schlaffem Bogen wichen wir vor ihnen zurück. Ihr Feuerwasser und unsere Uneinigkeit werden den Fremden auch diese Wälder, Berge und Sümpfe öffnen. Ihr Sorglosen und Unbekümmerten werdet bald die Wigwams der Bleichgesichter sehen und in die grundlosen Moräste fliehen! Euer Name wird dann von der Erde verschwinden! Denn kein Seminole wird seine freien Brüder in den Grasländern des fernen Westens erreichen und ihnen Kunde vom Schicksal seines Volkes bringen.«

Beschwörend hob der Häuptling die Arme: »Schon fahren die feuerspeienden Kanus der Weißen auf euren Flüssen und Seen! Schon sammeln sich die Krieger der Weißen in der Tampa-Bay! Der große Weiße Vater in Washington hat beschlossen, daß der

letzte eures Volkes sterben soll! Öffnet jetzt eure Ohren der Stimme Tallihadjos! Verlaßt dieses Land! Tallihadjo wird euch führen! Der Tag der Vergeltung naht, die Schuld der Weißen ist groß! Blut für Blut, Leben für Leben! Wie ein Orkan werdet ihr über sie stürzen, durch ihre Länder dringen, euch bereichern mit ihrem Vieh, ihren Pferden, ihren Weibern und euch schmücken mit den Skalpen ihrer Männer! Ihr habt die Wahl! Hier allmählich von den Weißen vernichtet zu werden oder kämpfend nach dem fernen Westen zu euren roten Brüdern zu ziehen! Nun bestimmt euer eigenes Schicksal!«

Tallihadjo setzte sich auf seine Pantherhaut nieder. Schweigend und starr saßen die Häuptlinge, Totenstille herrschte in der Versammlung. Zu überraschend war der Vorschlag Tallihadjos gekommen. Wohl waren sie alle bereit zu einem Krieg gegen die Bleichgesichter, um ihr Land zu verteidigen. Aber daran, dieses aufzugeben und sich im fernen Westen eine neue Heimat zu suchen, hatten sie nicht gedacht.

Endlich erhob sich Osmakohee und erklärte sich in eindringlicher Rede bereit, Tallihadjo zu folgen. Andere Häuptlinge, deren Land unmittelbar von den Weißen bedroht war, stimmten ihm ebenfalls zu. Auch die Creek schlossen sich ihnen an.

Doch die Häuptlinge aus dem Innern des Landes wollten für ihr Eigentum kämpfen und es nicht freiwillig aufgeben. Die Meinungen gingen hin und her. Ohne Unterbrechung wurde den ganzen Tag beraten. Tallihadjos Vorschlag, nach dem Westen auszuwandern, drang nicht durch, doch faßte man endlich einstimmig den Beschluß, zu rüsten und auf den Ruf Tallihadjos die Weißen anzugreifen.

26. HOTEL »CONCORDIA«

Das Jahr 1825 neigte sich seinem Ende zu, als Frank Arnold der erste Sohn geboren wurde. Es war ein Jahr vielfachen Segens

für ihn gewesen. Seine Arbeit trug reiche Früchte, seine Besetzung und damit sein Wohlstand vergrößerten sich zusehends.

Anders sah es bei Ralph Norwood aus. Das Geld, das er von der Versicherungsgesellschaft erhalten hatte, war bald vertan. Das neue Wohnhaus mit seinen kostspieligen Einrichtungen, Ställe, Vorrathshäuser, Negerwohnungen verschlangen einen Teil. Eine Kutsche, Reitzeuge und alle möglichen Luxusartikel einen weiteren, und den Rest sein Lebenswandel.

Dauernd war er unterwegs, bei keiner Jagd, keinem Hahnenkampf und Pferderennen fehlte Norwood. Um sich beliebt zu machen, hielt er in den Trinkhäusern seine Bekannten immer frei. Seinen Negern fehlte die Aufsicht. So faulenzten sie und brachten ihm auch keinen Nutzen.

Ralph begann seine besten Stuten, Kühe und Säue zu verkaufen. Er spielte wieder und kam häufig betrunken nach Hause. Dann peitschte er die Sklaven und tobte im Hause herum. Eloise verbrachte manche Nacht in Tränen. Wie bitter bereute sie schon längst diese Ehe! Wie ganz anders hatte sie sich ihr Leben gedacht! Seitdem seine erste Leidenschaft verrauscht war, vernachlässigte Ralph sie immer mehr. Oft sah sie ihn viele Tage lang nicht. Allmählich fand sie sich damit ab. Sie fühlte sich Mutter und vergaß ihren Kummer mehr und mehr über diesem Gefühl glücklicher Erwartung.

Es war nach einer wilden durchzechten Nacht, als Ralph von der Nachricht überrascht wurde, daß er einen Sohn bekommen habe. Er tauchte seinen Kopf in kaltes Wasser und eilte zu Mutter und Kind.

Der Anblick des kleinen Wesens, das sein Fleisch und Blut war, rührte ihn sichtlich. Er ergriff Eloises Hand, und stumm versöhnten sich die beiden Gatten. Noch einmal gewannen Ralphs gute Eigenschaften die Oberhand.

Er gab seine unstete Lebensweise auf, blieb tagsüber mit seinen Negern bei der Arbeit und verbrachte die Abende bei Frau und

Kind. Er machte einen Überschlag über seinen Vermögensstand und fand seine Lage mißlicher, als er gedacht hatte. Die Gläubiger drängten. Seinen Viehstand durfte er nicht weiter schwächen, und das Land war niedrig im Preis.

Da hörte er, daß zwischen Tallahassee und Columbus ein regelmäßiger Postverkehr eingerichtet werden sollte. Er kannte den Unternehmer, dem der Staat die Beförderung der Wagen verpachtet hatte, und schlug ihm vor, sein Haus als Stationsort einzurichten, in dem Pferde gestellt würden und die Fahrgäste bewirtet werden könnten. Der Mann war damit einverstanden.

Zuerst war Eloise der Gedanke unangenehm, daß nun fremde Menschen in ihren häuslichen Kreis Eintritt erhalten sollten.

»Ach, sie erhalten ihre Beköstigung und Schlafstelle, zahlen ihr Geld und reisen weiter,« sagte Ralph. »Sie stören uns nicht. Im Gegenteil, wir werden manche angenehme Unterhaltung haben und immer alle Neuigkeiten aus Nord und Süd hören. Es fragt sich nur, ob du einer Wirtschaft vorstehen willst?«

»Ich hoffe, ich kann es! Nur möchte ich nicht gern, daß hier alkoholische Getränke ausgeschenkt werden. Ich glaube, wir würden uns dadurch manche Unannehmlichkeit ersparen.«

Ralph gab ihr Recht. Sie kamen überein, ihr Hotel »Concordia« – Eintracht – zu nennen. Um die notwendigen Bettgestelle und Einrichtungsgegenstände zu erhalten, mußte Ralph die meisten seiner Neger verkaufen.

Als nach einigen Wochen die neue Postlinie eröffnet wurde, prangte an der Landstraße ein mächtiges Schild »Hotel Concordia«. Die Reisenden kehrten gern in dem schmucken und sauberen Haus ein, das bald im Ruf eines vorzüglichen Essens stand.

Ralph sagte seine neue Beschäftigung als Wirt sehr zu. Er unterhielt sich mit seinen Gästen und besorgte höchstens Wildbret oder Fische für die Küche. Dann war er tagelang auf der Jagd oder beim Angeln, immer häufiger verkehrte er wieder in den Trinkhäusern der Nachbarschaft.

Eloise merkte das wohl, aber sie hatte so viel zu tun, daß sie sich nicht mehr einsam fühlte. Keimten trotzdem trübe Gedanken in ihr auf, so verscheuchte sie ein Blick auf ihren Jungen, der sich zusehends prächtig entwickelte.

Ralph rief einen Neger, ihm sein Reitpferd zu bringen.

»Willst du uns schon wieder allein lassen?« trat Eloise zu ihm.
»Wenn nun die Indianer kommen . . . «

»Die kommen nicht! Denn Tallihadjo ist mein Freund! Wirst dich aber wohl für längere Zeit an das Alleinsein gewöhnen müssen. Ich habe mich der Regierung als Indianeragent angeboten. Für die Eingabe fehlen mir nur noch ein paar Unterschriften. Die Pflanzer halten mich für den richtigen Mann, sie von der roten Landplage zu befreien. Die Rothäute aber trauen mir wegen meiner Mutter, und weil ich ihre Sprache rede. Ich bin also der richtige Unterhändler für beide Parteien. Und der Posten wird sehr gut bezahlt. Natürlich muß ich dauernd unterwegs sein. Aber das hilft nun mal nichts! Meine Gläubiger müssen sich auch damit abfinden!«

Mit einem spöttischen Auflachen wandte er sich dem Neger zu, der mit seinem Pferd herbeikam. Aber er stieg noch nicht auf, sondern sah neugierig den Weg hinunter, der von der Landstraße her zum Hotel führte. Von dort näherte sich ein leichter zweirädriger Wagen, dessen Verdeck zurückgeschlagen war. Neben dem Kutscher, einem halbwüchsigen Neger, saß ein eleganter weißer Herr.

Das Cabriolet hielt vor dem Hause. Der Fremde nahm höflich den breitrandigen Strohhut ab und erkundigte sich, ob er für einige Tage Unterkunft haben könnte.

»Sie sind uns willkommen,« sagte Ralph. »Ich darf mich rühmen, Ihnen das schönste und bequemste Haus in dieser Gegend zur Verfügung stellen zu können.«

Zweifellos war der Fremde sehr reich. Das ersah Ralph aus seinem gepflegten Äußern, seiner feinen Kleidung und an einem

Ring mit einem auffallend wertvollen Stein. Montclard, so stellte sich der Fremde vor, war lungenleidend. Seine Ärzte hatten ihm eine Reise in den Süden empfohlen, weil sie sich von der klimatischen Veränderung eine günstige Wirkung auf seinen Gesundheitszustand erhofften.

Eloise schickte ihm das Mittagessen auf sein Zimmer. Erst gegen Abend sah sie ihn wieder, als sie mit ihrem Jungen im Garten spazierenging. Er sagte ein paar artige Worte zu ihr und gab der Hoffnung Ausdruck, ihr nicht lästig zu fallen. Die Gesellschaft eines Kranken sei nicht angenehm.

Mitleid bewegte Eloise. Herzlich versprach sie Montclard, alles zu tun, daß er sich hier wie zu Hause fühle.

Auch das Abendessen ließ sich der Fremde auf sein Zimmer bringen. Eloise legte ihr Söhnchen Tom ins Bett. Bald darauf kam Ralph zurück.

»Das Gesuch an die Regierung ist fertig. Ich muß nach Washington reisen, um es selber zu überbringen,« erklärte er.

»Willst du Tom und mich wirklich hier allein lassen? Wenn nun die Feindseligkeiten mit den Seminolen ausbrechen, wer hilft uns?«

»Ich werde nicht lange fortbleiben,« sagte Ralph ungehalten. »Sieh lieber nach, wo das Abendbrot bleibt!«

Eloise begab sich in die Küche. Ralph warf sich in einen Armstuhl und streckte seine Beine zum Kaminfeuer hin. Dabei fielen seine Blicke auf das Arbeitstischchen seiner Frau. Da lag ihr Schlüsselbund. Schnell sprang er auf, nahm es und eilte zu Eloises Schreibtisch. Flink schloß er die unterste Schublade auf, entnahm ihr ein kleines Paket, verschloß die Lade wieder und legte die Schlüssel auf das Arbeitstischchen zurück.

Dann setzte er sich in den Armstuhl. Indem er nach der Tür horchte, öffnete er das Paket. Eloises Brillantschmuck blitzte ihm

entgegen. Zufrieden lächelnd versenkte er ihn in seine Rocktasche. Als Eloise zurückkam, nahm sie ahnungslos die Schlüssel an sich.

Schweigend aßen beide zu Abend. Sie waren eben fertig, als Montclards Negerjunge erregt ins Zimmer gestürzt kam und jammerte, sein Herr läge im Sterben. Entsetzt sprang Eloise auf. Sie rief Eve, die Sklavin, die ihr in Haus und Küche half, und lief mit ihr und Ralph zu dem Kranken.

Montclard lag regungslos und ohne Lebenszeichen auf seinem Bett. Eve beleuchtete ihn mit dem Licht.

»Bleib hier!« befahl Eloise der Negerin. »Ich hole Tropfen!« Als sie das Zimmer verließ, folgte ihr Ralph.

»Ich gehe schlafen,« sagte er. »Der Kerl pfeift auf dem letzten Loch, da ist nicht viel zu machen. Aber pflege ihn nur gut, dann lebt er vielleicht noch ein paar Wochen. Er ist reich und kann dafür bezahlen.«

Der Kranke lag noch immer mit geschlossenen Augen. Behutsam flößte sie ihm die Arznei ein. Dann wusch sie ihm Stirn und Schläfen und legte ihm ein feuchtes Tuch aufs Herz. Nach etwa zehn Minuten zeigte sich die Wirkung der Tropfen. Montclard bewegte sich und öffnete die Augen. Allmählich kam er zum Bewußtsein. Dankbar sah er Eloise an.

Sie wünschte dem Kranken eine gute Nacht. Dann ging sie mit müden Schritten ins Wohnzimmer und öffnete nochmals ihren Schreibtisch. Der Schmuck war verschwunden.

Wer konnte ihn entwendet haben? Eve oder die anderen Sklaven? Nur Eve kam in dieses Zimmer, aber sie konnte keine Ahnung von dem Schmuck haben. Nur Ralph wußte von ihm. Und Eloise entsann sich, daß sie heute abend ihre Schlüssel auf dem Arbeitstischchen hatte liegen lassen.

War Ralph der Dieb? Sie wollte es nicht glauben! Sie wußte, daß sie Ralph gleichgültig geworden war. Er belog sie, er lebte sein Leben für sich, ein Leben, das sie nur mißbilligen konnte. Er

liebte es, nicht zu arbeiten. Er brachte es über sich, sie und das Kind in so ernster Zeit allein zu lassen. Eloise weinte bitterlich. Ralph wußte, wie sehr sie an ihrem Schmuck hing, nicht seines Wertes wegen, sondern weil er die letzte Erinnerung an ihre geliebte Mutter war. Wenn er ihr wirklich diesen Schmuck genommen hatte, dann konnte sie nichts mehr für diesen Mann fühlen.

27. BITTERE ERKENNTNIS

Als Eloise am nächsten Morgen Ralph den Diebstahl des Schmucks mitteilte, tat er so erstaunt und entrüstet, daß sie den Verdacht gegen ihn sofort fallenließ. So sehr konnte er sich nicht verstellen! Er behauptete, nur einer habe noch im Hause von dem Schmuck gewußt und könne ihn gestohlen haben: Eve. Er würde die Kanaille totpeitschen, wenn sie nicht gestehen wolle.

Nur mit Bitten und Flehen konnte Eloise ihn zurückhalten, sich nicht an dem Negermädchen zu vergreifen.

»Niemand anders als deine verdammte Negerin hat den Schmuck gestohlen!« behauptete er. »Wenn du darauf bestehst, sie sei unschuldig, schön! Es ist dein Schmuck, und ich verliere ihn nicht!«

»Segen wird er dem Dieb nicht bringen!« sagte Eloise, zufrieden, daß Ralph das Mädchen nicht folterte.

Er ritt davon und war den ganzen Tag unterwegs. Eloise aber sah öfters nach dem Kranken, dem es etwas besser ging. Sie bereitete ihm Reiswasser, Zitronensaft und geröstetes Brot. Doch gegen Abend stieg sein Fieber wieder.

Soublett traf mit der Postkutsche und einigen Fahrgästen ein, deren Bewirtung und Übernachtung Eloise und Eve viel zu tun gab. Auch Ralph kehrte zurück.

In den nächsten Tagen war Ralph dauernd abwesend. Eloise war sehr beschäftigt, da mehrere Reisende einkehrten. Trotzdem

war sie ständig um den Kranken bemüht, dessen Zustand sich verschlimmert hatte. Sein Gesicht war noch mehr eingefallen, seine Augen hohl und matt, seine Stimme kaum hörbar. Er war zu schwach, den Kopf zu heben.

Eines Abends, als Soublett wieder mit der Postkutsche eingetroffen war, erklärte Ralph seiner Frau, daß er am nächsten Morgen mit der Post nach Washington abreisen würde.

»Ich war eben bei Montclard,« sagte er. »Der Bursche segelt bald ab. Laß dann aus ein paar alten Brettern einen Sarg für ihn zusammennageln und ihn irgendwo im Wald begraben. Seine Nachlassenschaft verwahrst du bis zu meiner Rückkehr. Wir müssen uns daraus für seine Verpflegung und Beerdigung entschädigen. Zieh ihm vor allem den Brillantring vom Finger, der Stein ist sehr wertvoll. Auch sein Gepäck und den Negerburschen behältst du hier!«

Eloise erwiderte nichts auf diese Anordnungen, bei denen es sie eiskalt überlief. War es möglich, daß sie diesen rohen Menschen einmal geliebt zu haben glaubte? Fast war sie froh, daß er nun für längere Zeit fortreiste.

Ralph begab sich an diesem letzten Abend zeitig zur Ruhe. Auch am nächsten Morgen vermied er ein Alleinsein mit Eloise. Dann nahm er lachend Abschied. Er werde bald zurück sein, und so schnell als möglich werde er ihr Geld zusenden. Dann küßte er sie und das Kind. An der Tür drehte er sich noch einmal um und erinnerte sie an die Sicherstellung des Nachlasses von Montclard.

Dann sprang er in den Postwagen, der davonrasselte. Eloise machte sich an ihre häusliche Arbeit. Sie ging daran, das Schlafzimmer Ralphs aufzuräumen, um es für die Zeit seiner Abwesenheit abzuschließen. Als sie seine Anzüge säuberte und in den Schrank hängte, fühlte sie in einem Rock ein zusammengedrücktes Papier. Sie zog es heraus und erkannte es nur zu gut. Es war die Preisliste eines New Yorker Hauses, in der ihr Schmuck eingewickelt gewesen war.

Also war Ralph doch der Dieb ihres Schmuckes! Und die unschuldige Sklavin hatte er auspeitschen wollen! Sie war die Frau eines Diebes und Betrügers! Sie wußte ja längst, wie viele Fehler er hatte, sie hatte oft bitterste Stunden seinetwegen durchlebt.

Sie verschloß das Papier in ihren Schreibtisch. Dann eilte sie zu Montclard. Ihn zu pflegen, schien ihr jetzt wie eine heilige Aufgabe, eine Pflicht der Sühne.

Sie war fast glücklich, als sie den Kranken heute wohler fand. Er mußte gesund werden! Ralphs schändliche Voraussage durfte nicht eintreffen.

28. EIN HOFFNUNGSSCHIMMER?

Dank Eloise aufopfernder Pflege hatte Montclard sich nach wochenlangem Krankenlager wieder erholt. Regelmäßige Wanderungen und Spazierritte kräftigten seinen Körper, und sein Lungenleiden schien sich in dem milden Klima ewigen Frühlings wirklich zu beheben.

Als er von seinem ersten Ausritt heimkam, traf er Eloise im Garten. Er trat auf sie zu und drückte ihre Hand an die Lippen:

»Sie haben schwere Verpflichtungen auf mich geladen, Madam! Nächst Gott habe ich nur Ihnen meine Genesung zu danken. Wie kann ich Ihnen durch die Tat meine tiefgefühlte Erkenntlichkeit beweisen? Ich habe eine Bitte, weiß aber nicht, ob ich sie wagen darf?«

»Wenn ich sie gewähren kann, will ich es gern tun. Es war nur meine Pflicht, Sie zu pflegen, Mister Montclard,« sagte Eloise verlegen.

Montclard zog den Brillantring von seinem Finger.

»So nehmen Sie diesen Ring von mir und bewahren ihn als Andenken an einen Freund, der immer Ihr Schuldner sein wird.«

»Nein, das kann ich nicht annehmen!« Errötend dachte Eloise an Ralphs letzten Brief, in dem er noch einmal auf den Ring hingewiesen hatte.

»Dank verschmähen grenzt nahe an Geringschätzung!«

Montclard ließ die Hand mit dem Ring sinken.

»Nein, nein! Sie mißdeuten meine Weigerung! Ich werde den Ring als teures Andenken an Sie bewahren,« sagte Eloise nun und nahm den Ring.

Seit jenem Tag kam Montclard häufiger mit ihr in Berührung. Er aß mit ihr zusammen und ging ihr, wo sich Gelegenheit bot, bei der Abfertigung der Reisenden hilfreich zur Hand.

Montclard entging natürlich die mißliche Lage nicht, in die Eloise durch die nach und nach ungeduldig werdenden Gläubiger Ralphs geriet.

Eines Abends entschloß sich Montclard offen, mit ihr zu reden. Er stellte ihr vor, daß er ihr sein Leben zu verdanken habe und daß er immer in ihrer Schuld bleiben werde. Sie müsse ihm erlauben, ihr einen Beweis seiner unbegrenzten Dankbarkeit zu geben. Solange drang er in sie, bis sie einen Briefumschlag von ihm in Empfang nahm.

Als sie diesen in ihrem Zimmer öffnete, fand sie tausend Dollar in Banknoten darin. Im ersten Augenblick wollte sie das Geld zurückgeben, aber dann zögerte sie. Wie aufrichtig und herzlich hatte er sie um Annahme dieses Geschenkes gebeten! Er war ein edler Mensch, so zart und anständig in jedem Wort und Blick! Unmöglich konnte sie ihn durch die Rückgabe des Geldes kränken!

Immer häufiger stellte Eloise Vergleiche zwischen Montclard und Ralph an. Wäre Montclard eher in ihr Leben getreten, hätte sie ihn geheiratet, wie glücklich wäre sie geworden!

Die wachsende Zuneigung Eloises zu Montclard konnte auch Soublett nicht entgehen, der regelmäßig mit der vom Norden oder vom Süden kommenden Post im Hotel »Concordia« einkehrte und übernachtete. Die Anspielungen und Anzüglichkeiten, die er sich erlaubte, wurden immer boshafter und deutlicher. Eines Morgens

erhob er seine Kaffeetasse und trank auf das Wohl aller Strohwitwen, die sich über die Abwesenheit ihres Gemahls mit Anstand zu trösten wüßten.

»Hinaus! Sofort!« Montclard war aufgesprungen. Höhnisch grinste Soublett, aber da zog Montclard eine Pistole und hielt sie ihm unter die Nase.

»Hinaus!« befahl er drohend. »Und lassen Sie sich nicht wieder hier blicken! Ich werde mich beim Postmeister über Sie beschweren!«

Wütend fuhr Soublett ab. Ein paar Tage später führte ein neuer Kutscher den Postwagen. Soublett war entlassen worden. Er schmiedete wüste Rachepläne gegen Montclard und Eloise. Beim Whisky kam ihm die Eingebung, wie er beide verderben könnte.

In dem Settlement erschien seit einiger Zeit zweimal in der Woche ein Lokalblättchen. Soublett begab sich zu Skinner, dem Schriftleiter, und fragte ihn, ob er schon Näheres vom Tode Ralph Norwoods gehört habe. Ohne Argwohn horchte Skinner ihn aus und erfuhr, was Soublett angeblich in Tallahassee vernommen hatte. Da er keinen Grund hatte, an Soubletts Bericht zu zweifeln, brachte er in der nächsten Nummer seiner Zeitung in großer Aufmachung folgende Nachricht:

»Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, wurde vor kurzem unser geschätzter Mitbürger Ralph Norwood, der von der Regierung als Indianeragent zu Unterhandlungen mit den Seminolen geschickt worden war, in Ausübung seiner Pflicht von den Wilden aufs grausamste ermordet. Sein Leichnam ist von Soldaten der Tampa-Bay gebracht worden, wo er bestattet wurde.«

Wie Soublett es erwartet hatte, las Eloise diese Nachricht. Die widerstreitendsten Gefühle durchzuckten sie, aber am stärksten blieb doch der Gedanke, frei zu sein von einem Manne, der sie nicht liebte und dem ihr Glück nichts galt.

»Eloise, Sie sind frei!« sagte Montclard leise mit einem Blick voll überströmender Liebe. »Mein Leben gehört Ihnen, wenn Sie es wollen . . . «

Da gab auch sie ihre Zurückhaltung auf und bekannte ihm, was ihr Herz schon lange bewegt hatte.

Tages des Glücks brachen für die beiden an. Montclard beauftragte einen Kaufmann in Tallahassee, ihm die gerichtliche Bescheinigung vom Tode Ralph Norwoods zu besorgen. Bis zu ihrem Eintreffen wollten sie ihr Glück geheimhalten. Dann wollten sie heiraten und den Hotelbetrieb aufgeben, um still für sich zu leben. Der kleine Tom liebte Montclard schon jetzt mehr als den leiblichen Vater, der sich nur wenig um ihn gekümmert hatte.

29. OSMAKOHEES RACHE

Ralph Norwood fand bei der Regierung in Washington größte Beachtung. Seine Abstammung von den Seminolen, seine Vertrautheit mit ihnen und seine Kenntnis ihrer Sprache waren Eigenschaften, die ins Gewicht fielen. Der Regierung lag daran, Zeit zu gewinnen und den Ausbruch der Feindseligkeiten so lange hinauszuhalten, bis man den Wilden gegenüber eine hinreichende Macht zum Schutz der Ansiedlungen gesammelt haben würde.

Es war ein alter bewährter Grundsatz der Indianerpolitik, die Stämme unter sich zu entzweien und einzelne zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe die anderen zu vernichten. Für diesen Zweck schienen Norwood ganz der geeignete Mann. Er machte in dieser Hinsicht Vorschläge und entwickelte Pläne, die Erfolg versprachen.

Ralph legte dar, daß man durch sein Verfahren bedeutende Summen Geldes und das Leben vieler Soldaten sparen könne. Es genüge, an der Grenze der Indianergebiete kleine Truppenabteilungen zum Schutz der weißen Ansiedler zu postieren. Das Übrige möge man ihm als Indianeragenten schon überlassen. Er würde jede Einigung der Wilden verhindern und sie gegeneinander ausspielen. Voraussetzung dafür sei allerdings, daß Tallihadjo,

der mächtigste und entschlossenste Häuptling der Seminolen, unschädlich gemacht würde. Wie, das müsse man ihm überlassen.

Schon nach wenigen Tagen wurde Ralph Norwood zum Indianeragenten der Regierung ernannt. Die nötigen Vollmachten, Empfehlungen und Anweisungen wurden für ihn ausgefertigt. Er sollte sich bereithalten, sich in einem Kriegsfahrzeug einzuschiffen, das mit Truppen, Munition und Lebensmitteln nach der Tampa-Bay absegeln sollte.

Nach seiner Ankunft in der Tampa-Bay begab sich Ralph sofort ins Innere des Landes. Als Halbseminole wurde er freundlich von den Wilden aufgenommen. Er ritt von Stamm zu Stamm. Überall, wo er erschien, fand er die Indianer in großer Aufregung und merkte, daß sie zu einem allgemeinen verzweifelten Kampf gegen die Weißen rüsteten.

Vorsichtig begann er sein Ränkespiel. Er erklärte, der große Weiße Vater habe ihn gesandt, um ihnen zu versichern, daß er nicht nach ihrem Land trachte und eine feste Grenze bestimmen wolle, die niemals ein Weißer überschreiten dürfe. Wenn sie jetzt in den Krieg zögen, würden sie die Weißen in ihre Jagdgründe holen. Unter dem Versprechen tiefsten Stillschweigens erzählte er den Häuptlingen, Tallihadjo sei ein Verräter, der nur aus Eigennutz den Krieg wünsche. Er strebte danach, alle Häuptlinge ihrer Rechte zu entheben und allein die Gewalt über alle Seminolen zu bekommen. Er habe dem großen Weißen Vater die Hälfte allen Landes der Seminolen angeboten, wenn er als alleiniger Häuptling anerkannt werde.

Diese Lügen fanden bei vielen Häuptlingen nur zu willig Gehör. Ralph erreichte ihr Vertrauen so sehr, daß sie seinem Rat zu folgen versprochen. Nach wie vor sollten sie Tallihadjo in der Meinung lassen, daß sie ihm Beistand leisten würden, und ihn zum Losschlagen ermuntern. Die Weißen würden ihn dann schnell gefangennehmen oder töten. Für die Rechte der Seminolen aber würde

er, Ralph Norwood, dann sorgen. Unter den heiligsten Versicherungen treuester Freundschaft schied er.

Ganz anders redete Ralph zu den Häuptlingen, die in der Nähe der Weißen wohnten. Dort gab er sich als geheimer Verbündeter und Freund Tallihadjos. Er riet ihnen, nichts ohne dessen Rat gegen die Amerikaner zu unternehmen und versprach ihnen, alle Schritte und Absichten der Weißen an Tallihadjo zu verraten. In Kürze werde er sich zu dem Häuptling begeben, um mit ihm den Tag des Beginns der Rache festzulegen. Unter Berufung auf den Großen Geist, der ja auch sein Gott sei, legte er auch ihnen strengste Verschwiegenheit auf.

Monate waren so vergangen, als Ralph wieder in der Tampa-Bay eintraf. In der ganzen Zeit hatte er nicht einen Brief an Eloise gesandt, hatte auch kaum Möglichkeit dazu gehabt. Es war in der zweiten Hälfte des April 1827, als er sich mit einem Küstenfahrzeug nach der Mündung des Ocklockney River begab, um von da zu Lande weiter nach Tallahassee zu reisen. Er wollte nun Tallihadjo selber aufsuchen und dann auch zu Hause einen Besuch abstaten.

Schwere Gewitter waren niedergegangen. Erst spät am Abend traf die Postkutsche von Tallahassee beim »Concordia«-Hotel ein, denn die Regengüsse hatten die Straße aufgeweicht und alle Bäche, die sie querte, zu reißenden Strömen umgewandelt.

Mit dem Kind auf dem Schoß saß Eloise in einem Armstuhl. Montclard las ihr aus einem Buche vor. Wie traulich geborgen fühlte sie sich, während draußen der Regen gegen die geschlossenen Fensterläden klatschte und der Sturm an ihnen rüttelte.

Plötzlich dröhnten von der Vorderseite des Hauses wuchtige Schläge, zugleich erscholl ein schauerliches Geheul, das durch Mark und Bein drang. Schreckensbleich sprang Eloise auf.

»Indianer!« sagte Montclard, der sich schnell wieder faßte.
»Warte hier!«

Er eilte aus der Stube. Das Geschrei hatte die Gäste bereits aus dem Schlaf gerissen. Mit Gewehren und Pistolen stürzten sie aus ihren Zimmern und rannten in wilder Verwirrung durcheinander. Montclard brachte sie zur Vernunft. Seinen ruhigen lauten Befehlen ordneten sie sich unter.

Schon splitterte die Eingangstür unter den Axtschlägen der Wilden. Schwerlich würde man das Haus lange verteidigen können. Wenn es eine Rettung gab, dann nur durch die Flucht. Montclards Plan war schnell gefaßt. Man mußte die Feinde, die ihren Hauptangriff gegen die Vordertür richteten, dort möglichst lange binden. Dann sollte überraschend ein Ausfall durch die Hintertür in den Garten gemacht werden.

Er gab Eve, dem Negermädchen, und den anderen Sklaven Anweisungen, nur auf Eloise und das Kind bedacht zu sein. Sie sollten beide nach dem Bach hinter dem Garten führen, der durch den Regen zu einem Fluß angeschwollen war, und mit ihnen in dem Kahn fliehen, der dort angebunden war.

Dann suchte er Eloise auf. Sie hatte sich bereits gefaßt. Aus ihrem Schreibtisch hatte sie den Brillantring, das Geschenk Montclards, und alles vorhandene Geld entnommen, es eingewickelt in die Preisliste, die ehemals ihren Schmuck enthalten hatte, und in die Tasche ihres Kleides gesteckt.

»Bleib bei mir!« flehte sie Montclard an.

»Wir müssen die Wilden beschäftigen! Währenddessen bringen die Neger dich und das Kind zum Kahn! Ich komme nach!« sagte er und küßte sie. »Schnell, sonst ist es zu spät! Die Vordertür wird bald einbrechen!«

Er zog sie und den Knaben mit sich. Aufschluchzend folgte ihm die Frau. Ein Triumphgeheul der Indianer verkündete, daß die Vordertür bereits nachgab.

Die Sklaven faßten Eloise und das Kind, zerrten sie mit sich in den Regen und Sturm und zogen sie fort von den kämpfenden Männern dem Walde zu. Ein Wilder tauchte neben ihnen auf,

einer der Neger warf sich ihm entgegen. Weiter hasteten die übrigen. Der Wald umfing sie. Keinen Schritt weit konnte man sehen, doch mit sicherem Instinkt führten die Schwarzen.

Gurgelnd rauschte das Wasser. Von fernher drang der Kampfeslärm. Schüsse, Schreien! Dann war der Kahn erreicht. Eloise kletterte hinein. Man reichte ihr den Knaben nach. Eve sprang hinein, noch ein Neger. Vom Hause her kam gellendes Heulen, das Siegesgeschrei der Indianer. Mit einem Schmerzensruf brach Eloise zusammen. Eve stützte sie, der Neger löste den Kahn. Die Strömung riß ihn mit sich fort, wirbelte ihn auf weiß schäumender Flut durch die Finsternis davon.

Grau dämmerte der Tag. Noch war der Himmel wolkenverhangen, aber es regnete nicht mehr. Der Sturm hatte sich gelegt. Feucht tropfte es von allen Bäumen.

In aller Frühe brach Ralph Norwood von Tallahassee auf, wo er übernachtet hatte. Stunde um Stunde ritt er in wechselnder Gangart. Es eilte ihn nicht, nach Hause zu kommen. Ja, er hatte sogar überlegt, ob er überhaupt dort jetzt vorsprechen und sich nicht zuerst zu Tallihadjo begeben sollte. Nur die Kunde, daß Montclard noch lebe und in dem Hotel wohne, hatte ihn zu diesem Ritt bewogen, nicht aber die Sehnsucht nach Frau und Kind.

Er näherte sich seinem Ziel. Er sog die Luft ein. Es roch nach Rauch. Brannte der Wald? Er gab seinem Pferd die Sporen. Der Geruch wurde immer stärker. Voll böser Ahnung galoppierte er, daß der Schmutz der aufgeweichten Straße hochspritzte.

Nun bog er in den Weg ein, der zum Hotel führte. Jetzt war der Blick frei auf das Gebäude, aber statt dessen sah er vor sich einen rauchenden Trümmerhaufen.

Ralph hatte sie bei ihrem Leichenmahl aufgestört. Er stürzte auf die Toten zu. Blutige skalpierte Köpfe starrten ihm entgegen. Indianer hatten hier gemordet und sein Besitztum niedergebrannt! Waren sie hinter das Doppelspiel gekommen, das er trieb?

Dann hieß es fliehen, sich in Sicherheit bringen! Hastig untersuchte er die Toten. Es waren alles Fremde, wahrscheinlich Reisende, die im Hotel übernachtet hatten. Vergebens suchte er nach Eloise und Tom. Hatte man sie mitgeschleppt? Oder hatten sie flüchten können? Oder waren sie verbrannt?

Einen toten Indianer zu finden erwartete er nicht. Denn er wußte, daß die Roten ihre Toten nach Möglichkeit immer mitnahmen. Er durchstöberte den Garten, wo auch gekämpft worden war, und drang in den Wald ein. Zwischen niedergetrampelten Pflanzen lagen dort zwei Leichen hingestreckt ... Osmakohee, dessen Züge gräßlich verzerrt waren, und Montclard, der mit der linken Hand ein feines Battisttuch gegen die tödliche Wunde in seiner Brust gepreßt hielt.

Ralph bückte sich. Sein erster Gedanke war der Brillantring. Nicht mehr da! Auch nicht an der anderen Hand. Aber in dem Tuch erblickte er eingenäht den Namen Eloises. Er nahm es an sich.

»Verdammt!« knirschte er.

Dann steckte er das Tuch in seinen Rock und machte sich daran, Montclards Taschen zu durchsuchen. Mit gierigen Augen zog er eine pralle Brieftasche daraus hervor, in der ein dickes Bündel Banknoten steckte, darunter einige Fünfhundertdollaroten, wie er bei flüchtiger Durchsicht feststellte.

»Da bin ich ja gerade richtig gekommen!« sagte er höhnisch für sich.

Er fuhr zusammen. Hufschlag und Stimmen drangen an sein Ohr. Rasch nahm er das Bündel Banknoten an sich, die Brieftasche aber tat er wieder in Montclards Jacke. Schnell trat er aus dem Wald hervor.

Vor dem Trümmerhaufen hielt der alte Arnold mit einer Anzahl schwerbewaffneter Männer. Sie sprangen von den Pferden, um die Toten zu untersuchen. Ralph ging auf sie zu. Überrascht blickten sie ihm entgegen.

»Norwood! Sie . . . leben?« fragte Arnold.

»Ich hörte schon in Tallahassee von dem albernen Gerücht, das so ein Zeitungsschmierer in die Welt gesetzt hat! Ich lebe noch . . . und die Schufte sollen es fühlen, die mir mein Eigentum zerstört haben!«

»Ihre Frau und Ihr Kind sind bei Frank, meinem Sohn. Es gelang ihnen, zu flüchten!«

»Bei Frank! Verdammt!« entfuhr es Ralph. »Ich werde zu ihnen reiten. Hier habe ich doch nichts verloren . . . «

»Reiten Sie nur!« sagte der alte Arnold. »Die Toten begraben wir . . . «

Er griff nach seiner Büchse. Am Waldrand war die Gestalt eines Indianers aufgetaucht. Zum Zeichen des Friedens hob der Wilde den Arm. Arnold senkte die Büchse. Er erkannte Tallihadjo. Hochaufgerichtet näherte sich der Häuptling. Finster starrten ihm die Weißen entgegen.

»Seminolen haben das Haus eines Freundes verwüstet und die Männer darin erschlagen!« klagte Arnold ihn an.

»Osmakohee war es! Er hat seine Strafe, er ist tot,« erklärte Tallihadjo. »Er hielt den Sohn meines Freundes für einen Verräter.«

Unwillkürlich schauderte Ralph zusammen. Sein Spiel schien aus zu sein. Osmakohee, den er gegen Halleamico gehetzt hatte, mußte ihn durchschaut haben. Er hatte sich gerächt. Ralphs Hand griff nach der Pistole, doch da streckte ihm Tallihadjo seine Hand entgegen:

»Hätte Osmakohee den Sohn meines Freundes Tom so gekannt wie ich, er würde sein Leben für ihn gelassen haben! Du sollst keinen Schaden haben durch die roten Männer!«

Ralph atmete erleichtert auf.

»Ich wollte dich aufsuchen, Tallihadjo, um im Namen der Regierung auch mit dir über den Frieden zu verhandeln,« sagte er. »Schon in den nächsten Tagen werde ich bei dir sein. Erst muß ich für mich und die Meinen eine neue Unterkunft besorgen.«

»Tallihadjo erwartet dich!«

Der Häuptling drückte Arnold beide Hände und sah ihm lange in die Augen. Dann wandte er sich und schritt lautlos zum Walde, in dem er verschwand.

Nachdenklich schaute Arnold ihm nach. Dann machte er sich mit seinen Gefährten an die traurige Arbeit, die Erschlagenen zu beerdigen.

30. IN BEDRÄNGNIS

Nach einer rasenden Fahrt hatten die wilden Wasser das Boot mit den Flüchtlingen in ein Dickicht getrieben, wo es festsaß. Mit Tagesanbruch sahen sie sich im Walde, doch die Wasser fielen bereits. Eve und der Neger trugen das Kind und Eloise auf trockenes Land hinauf.

Eine mühselige Wanderung begann, Eloise konnte sich kaum aufrecht erhalten. Doch endlich winkte eine Siedlung, es war das Haus Frank Arnolds. Frank und Eleanor nahmen sich der Erschöpften sofort liebevoll an. Eleanor bereitete für Eloise und das Kind ein Lager und nötigte sie, sich zu legen.

Frank sandte sofort einen seiner Neger als Boten an seinen Vater, damit er die Schreckensnachricht erführe. Er selber wollte das Haus jetzt nicht verlassen, da es ungewiß war, ob die Wilden nicht weitere Überfälle verüben würden. Gegen Mittag hatte sich Eloise wieder so weit gefaßt, daß sie aufstehen konnte. Niemand ahnte den wahren Grund ihres Schmerzes, und sie konnte nicht darüber sprechen. Obwohl sie vom Tode Montclards überzeugt war, betete sie um ein Wunder, das ihn gerettet haben möchte. Immer wieder sah sie nach der Tür, als ob sie sich nun bald öffnen und Montclard hereintreten müßte.

Man saß am Mittagstisch, als die Tür aufging und Ralph Norwood ins Zimmer trat. Mit einem Schrei des Entsetzens stierte Eloise den Totgeglaubten an. Wie schützend legte Eleanor den Arm um sie, Frank aber sprang auf.

»Es tut mir leid, aber ich lebe noch,« sagte Ralph herausfordernd. »Entschuldigen Sie mein Eindringen, aber meine Frau befindet sich gegen meinen Wunsch hier bei Ihnen!«

Es machte Frank Mühe, sich zu beherrschen.

»Nur aus Rücksicht auf Ihre Frau gebe ich Ihnen nicht die Antwort, die Sie eigentlich verdienen! Ich habe Ihre Frau, die Schreckliches durchgemacht hat, aus Menschlichkeit aufgenommen . . . «

»Ich bin gekommen, meine Frau zu holen,« unterbrach ihn Ralph.

»Sehen Sie denn nicht, wie angegriffen sie ist,« mischte sich Eleanor ein. »Lassen Sie sie noch ein paar Tage bei uns, bis sie sich ein wenig erholt hat.«

»Dank, vielen Dank!« sagte Eloise. »Aber ich werde meinem Gatten folgen.«

»Wie wollen Sie denn überhaupt reisen?« fragte Frank.

Nun geriet Ralph doch etwas in Verlegenheit.

»Wenn ich einen Wagen geborgt erhalten könnte, ich würde ihn schnellstens wieder zurückschicken . . . «

»Ihrer Frau zuliebe will ich Ihnen ein Fuhrwerk überlassen!«

»Ich nehme das Anerbieten an,« sagte Ralph mit kühler Höflichkeit. »Wenn Sie gleich anspannen lassen wollten, würde es mir angenehm sein!«

Frank ging auf den Hof hinaus, um seine Anordnungen zu geben, und Ralph folgte ihm. Eleanor half Eloise, sich zur Abreise fertig zu machen.

»Vergessen Sie niemals, daß Sie uns jederzeit hier willkommen sind und hier Schutz und eine Heimat finden,« sagte sie mit warmer Teilnahme.

Mit Tränen in den Augen dankte ihr Eloise.

Fünf Minuten später rollte der leichte Wagen über den Waldweg dahin. Ralph lenkte die Pferde. Neben ihm saßen Eloise und Eve mit dem Knaben. Der Negersklave folgte auf Ralphs Pferd

dem Wagen. Schweigend fuhren sie dahin. Mit einem grimmi- gen Auflachen schlug Ralph unbarmherzig mit der Peitsche auf die Pferde ein. Wenn seine Pläne gelangen, würde er reich werden. Die Banknoten, die er bei dem toten Montclard gefunden, würden ihm über die nächste Zeit hinweghelfen. Wo mochte nur Montclards kostbarer Ring geblieben sein? Und wie kam Eloises Tuch in seine Hand? Beide hatten monatelang allein in seinem Hause gewohnt! Wenn seine Liebe zu Eloise auch längst erkaltet war, er betrachtete sie als sein Eigentum, und schon der Gedanke war ihm unerträglich, daß vielleicht ein anderer für sie etwas empfunden haben könnte.

Bei Dunkelwerden hielten sie bei einem Wirtshaus, das an der Straße nach Tallahassee lag. Der Wirt räumte ihnen ein Dachzim- mer ein. Eloise brachte kaum einen Bissen hinunter und nippte nur an dem Tee. Sie hatte Angst vor dem ersten Alleinsein mit Ralph.

Als der Knabe eingeschlafen war, schickte Ralph Eve fort. Der gefürchtete Augenblick war gekommen. Ralph zog aus seiner Ta- sche das Tuch, das er in Montclards Hand gefunden hatte.

»Kennst du dies Tuch?«

Der Herzschlag drohte ihr auszusetzen, der letzte Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht. Sie konnte kein Wort hervorbringen, aber in diesem Augenblick tiefster innerster Verzweiflung fand sie die Kraft, Ralph unverwandt in die Augen zu sehen.

»Ich fand es in der Hand des toten Montclard,« sagte Ralph.
»Wie kam er dazu?«

Nun wußte sie, daß er wirklich tot war. Sie riß ihm das Tuch aus der Hand.

»Es ist meins! Als wir gestern Nacht fliehen wollten, hatte ich es über das Haar gebunden. Montclard nahm es mir vom Kopf, weil seine weiße Farbe mich den Wilden verraten würde. Das ist alles!«

Sie hatte gelogen. Aber was hätte sie gehabt, wenn sie ihm die Wahrheit gesagt hätte? Er hätte den Toten beschmutzt und sie immer und ewig damit gequält. Mit klopfenden Pulsen stand sie vor ihm. Ihre Haltung verfehlte nicht den Eindruck auf ihn.

»Weißt du vielleicht, ob er seinen Ring verkauft hat? An der Hand hatte er ihn nicht mehr,« lenkte er ab.

»Davon weiß ich nichts,« sagte sie und konnte ihren Abscheu kaum verbergen.

Am andern Morgen fuhren sie weiter. Die Sonne schien, Wald und Flur prangten in frischem Grün, die Vögel sangen. Aber Eloise war stumm und in sich versunken.

Nachmittags erreichten sie Tallahassee. Ralph war dort augenblicklich als Indianeragent und Vertreter der Regierung eine gesuchte und gewichtige Persönlichkeit, der man gern gefällig war. Ein Gastwirt trat ihm ein alleinstehendes Nebengebäude mit zwei nett eingerichteten Stuben als Wohnung ab.

Dort brachte Ralph vorläufig seine Familie unter. Er selber hielt sich nicht lange dort auf. Zwei Tage später sah Eloise ihn nicht ungerne scheiden. Seine Dienstgeschäfte – so sagte er ihr – nötigten ihn, Tallihadjo aufzusuchen.

31. FALSCHES SPIEL

Zwei Abende darauf saß Ralph Norwood am Lagerfeuer Tallihadjos. Er berichtete, daß die Regierung durch die Friedensverhandlungen mit den Seminolen nur ein paar Jahre Zeit gewinnen wolle, in denen sie rings um das Indianergebiet Forts anlegen und mit Truppen besetzen werde. Dann würden sie plötzlich von allen Seiten losschlagen und die Seminolen in die Sümpfe jagen. Er könne nur raten, möglichst bald den Krieg zu beginnen.

Ralph riet ihm, den Kampf nicht eher zu eröffnen, bis er von ihm einen Wink erhalten habe. Er bleibe jetzt in Tallahassee und

werde ihn von allen Bewegungen und Unternehmungen der Weißen ständig unterrichten. Das Indianerblut habe in ihm über das weiße gesiegt.

Nachdem die Beratung beider beendet war, rief Tallihadjo seinen Sohn Tomorho und die Frauen ans Feuer heran.

Tallihadjo erzählte aus seinen jungen Tagen, wie er auf der Bärenjagd Tom Norwood, dem Vater Ralphs, das Leben gerettet hatte. Dabei spielte er mit seinen kleineren Kindern. Als die Zeit des Schlafens gekommen war, ließ der Häuptling für den Gast die besten Felle am Feuer ausbreiten. Ralph schlief bereits eine Weile, da saß er noch und starrte in die auf- und abzüngelnden Flammen.

Geräuschlos trat Onahee zu ihm und berührte seine Schulter. Ein Kopfnicken rief ihn. Sie ging ihm voran nach dem Ufer des rauschenden Flusses.

»Du hast Ralph dein Herz geöffnet und in seine Hand das Geschick der Seminolen gelegt,« sagte sie ernst. »Eine Schlange in deiner Hütte ist gefährlicher als tausend im Walde!«

»Ralph ist der Sohn meines Freundes Tom.«

»Der junge Panther würgt bei der Beute seinen eigenen Vater, wenn er stark genug ist!«

»Ralphs Mutter war eine Seminolin, ist er nicht ein halber Indianer?« meinte Tallihadjo mit leichtem Zweifel.

»Die weißen Menschen hassen die roten, und Ralph haßt diese doppelt, weil sie schuld sind, daß seine Hautfarbe nicht so bleich ist, wie die des Volkes, bei dem er lebt. Er ist ein Bastard!«

»Er zählt sich nicht zu den Weißen, er dient ihnen nur zum Schein, um uns zu helfen.«

»Und wenn er dir nur zum Schein dient und dich an die Bleichgesichter verrät?«

»In deinem Herzen ist es finster, Onahee, wie in der Nacht, wo uns alles schwarz erscheint! Der Sohn meines alten Freundes, dem ich hier eine Heimat sicherte, kann nicht zum Verräter an mir und dem Volk werden, dem er Heimat und Dasein verdankt.«

Tallihadjo wandte sich nachdenklich zum Lager zurück. Schweigend folgte ihm Onahee, das Herz voller banger Angst. Aber sie wußte, daß jede weitere Widerrede vergebens war.

32. DER AUFSTAND DER SEMINOLEN

Tallihadjos Kundschafter meldeten, daß von der Tampa-Bay aus amerikanische Truppen an der Mündung des Ocklocknyflusses gelandet seien und sich anschickten, nach Tallahassee zu marschieren. Auch von Norden her rückten einige Abteilungen Infanterie und Dragoner heran, zu denen sich die Freiwilligenkompanien gesellten.

Der Häuptling wußte, daß diese Truppenbewegungen nur ihm gelten konnten. Nach allen Richtungen sandte er Eilboten zu den Stämmen der Seminolen. Doch nur einzeln folgten die Häuptlinge; zumal aus dem Innern fanden sich nur wenige Streiter ein. Trotzdem war seine Macht bald auf tausend Mann angewachsen.

Vergebens wartete Tallihadjo aber auf das Zeichen Ralph Norwoods, um loszuschlagen. Ralph ließ sich nicht blicken, und es gab auch kein Mittel, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Tallihadjo erkannte jedoch, daß er handeln müsse, bevor sich die feindlichen Abteilungen vereinigt hatten.

Er hielt einen Kriegsrat ab, und es wurde beschlossen, daß der Creekhäuptling Kajukee mit der einen Hälfte der Krieger in Tallahassee einfallen, Tallihadjo selbst aber mit der anderen Hälfte die heranziehenden Truppen angreifen sollte. Fast alle Weiber, die Kinder und kampfunfähigen Männer des Stammes wurden auf die befestigte Insel gebracht.

Es war eine helle Mondscheinnacht. Kajukee hatte mit seinen Kriegern das Lager verlassen, um sich in der Nähe von Tallahassee zu verbergen, das er in der folgenden Nacht überfallen wollte. Einer der ausgesandten Kundschafter brachte die Nachricht, daß eine feindliche Truppenabteilung kaum vier Meilen entfernt bei Sonnenuntergang haltgemacht und Feuer angezündet habe.

Er hatte an die achthundert Mann Fußvolk und an hundert Reiter gezählt.

Trotz dieser Übermacht entschloß sich Tallihadjo zum Angriff. Da er nur zu gut wußte, daß manche der Krieger sich im Dunkel der Nacht vom Kampf drücken würden, brach er aber erst mit dem Morgengrauen von seinem Lager auf.

Von einer Höhe aus beobachtete Tallihadjo die Amerikaner, die bei der Zubereitung ihres Frühstücks waren. Die Pferde grasten frei in einiger Entfernung.

Des Häuptlings Plan war schnell gefaßt. Der Feind lagerte am Rand einer großen Mulde, die ringsum von endlosen Fichtenwäldern umsäumt war. Tallihadjo kannte eine Schlucht, die ganz dicht an das Lager hinanführte. Aus ihr wollte er plötzlich hervorbrechen.

Auf einem Umweg erreichte er auch wirklich, ohne bemerkt zu werden, die Schlucht. Doch hier wurden sie von einem feindlichen Vorposten gesehen. Ein Schuß alarmierte im Nu das Lager. Eine Trommel rasselte, die Soldaten liefen zu ihren Waffen und Sammelplätzen, die Reiter rannten nach ihren Pferden.

Aber da brachen auch schon die Indianer mit gellendem Kriegeschrei aus dem Walde vor. Unter ihren Kugeln fielen die ersten Soldaten. Die Reiter ließen ihre Pferde und flüchteten nach dem Lager zurück. Die Offiziere hatten es schwer, Ordnung in das Durcheinander zu bringen. Der kommandierende Major befahl, ein Karree zu bilden und das Bajonett aufzupflanzen.

Die Seminolen waren nur noch wenige Schritte von dem waffenstarrenden Viereck entfernt, als der Major Feuer kommandierte. Die Gewehrsalve riß furchtbare Lücken in die Stürmenden, an die vierzig Tote und Verwundete blieben liegen, die übrigen wichen zurück.

Tallihadjo brachte sie zum Stehen und änderte seine Angriffstaktik. Er zog die Krieger in langen Reihen auseinander. Mit geladenen Büchsen rückten sie vor. Doch als drüben das Kommando

Feuer erscholl, warfen sie sich zu Boden, daß die Kugeln unschädlich über sie hinwegflogen, und ließen nun ihre Büchsen knallen. Kaum eine Kugel fehlte ihr Ziel. Tote und Verwundete brachen nieder.

Wohl schlossen die Soldaten ihre Lücken schnell wieder. Aber in diesem Augenblick sprang Onahee mit geschwungenem Tomahawk auf und stürzte sich auf den Feind. Mit wildem Geheul folgten ihr die Seminolen. Von Bajonetten durchbohrt, sank die Indianerin zusammen, doch schon brachen die Wilden hinter ihr in das Karree ein. Streitäxte klirrten gegen Gewehre und Bajonette, bissen in Fleisch und Knochen.

Im Augenblick war die Kampfordnung der Weißen aufgelöst, Mann focht gegen Mann. Den Soldaten nützten ihre Gewehre nichts mehr. Die Tomahawks der Wilden taten furchtbare Arbeit.

Das Siegesgeheul der Seminolen hallte in den Wäldern wider. Ihr Sieg war vollständig. Nur drei Amerikaner konnten sich retten. Es gelang ihnen, auf der Flucht ein Pferd zu schnappen. Auf bloßen Pferderücken jagten sie davon.

Auch die Seminolen hatten weit über hundert Tote und viele Verletzte. Tallihadjo selber hatte zwei Bajonettstiche erhalten, Tomorho einen Streifschuß. Das schauerliche Siegesfest des Skalpierens nahm seinen Anfang. Mit Triumphgeschrei wurden die verwundeten Feinde erschlagen, den Toten wurden die Kopfhäute abgerissen.

Endlich war das blutige Rachewerk vollendet. Die Seminolen machten sich nun daran, ihre Verwundeten zu verbinden. Dann setzte sich schweigend der lange Zug mit den Verwundeten in Bewegung. Auch Onahees Leichnam ließ Tallihadjo mitführen, um ihn bei dem alten Lagerplatz zu beerdigen. Gegen Mittag langten sie dort an, zogen aber bald weiter nach der Insel im See, um dort die Verwundeten den Weibern in Pflege zu geben. Freude und Leid brachten sie mit der Siegesbotschaft. Denn viele hatten Verwandte und Freunde unter den Toten zu beklagen.

Nur kurze Ruhe gewährte Tallihadjo den Kriegern. In der Frühe des nächsten Tages brach er nach Tallahassee auf, um sich mit Kajukee zu vereinigen.

Aber schon auf halbem Wege kamen ihm dessen Krieger entgegen. Es waren kaum noch zweihundert kampffähige Männer, die viele Schwerverwundete mit sich schleppten.

Kajukee selbst war gefallen.

Um Mitternacht waren sie mit Fackeln in Tallahassee eingedrungen und hatten den Ort an verschiedenen Ecken in Brand gesteckt. Sie metzelten die Bewohner nieder, soweit sie sich nicht ins Innere des Ortes retten konnten. Dort jedoch, um den Platz am Gerichtsgebäude, setzten sich die Männer zur Gegenwehr und nahmen die Rothäute in ein mörderisches Kreuzfeuer aus allen Häusern.

Gleichzeitig rückte eine Militärabteilung heran, die in der Nähe gelagert hatte. Den Seminolen drohte Umzingelung. Es gelang ihnen, sich durchzuschlagen, aber nur unter großen Verlusten.

Diese Niederlage traf Tallihadjo schwer. Er trat sofort den Rückmarsch nach dem See an. Einige zuverlässige Krieger entsandte er als Eilboten zu den Stämmen ins Innere, daß er sie erwarte. Er habe einen großen Sieg errungen und Hunderte Skalpe erbeutet. Den Mißerfolg in Tallahassee sollten die Boten verschweigen.

Mehrere Tage waren verstrichen. Nachdem die Verwundeten auf die Insel hinübergeschafft waren, hatte Tallihadjo die kampffähigen Krieger ihr Lager am Ufer des Sees aufschlagen lassen. Man rüstete zu neuem Kampf. Die Männer setzten ihre Waffen in Stand, gosen Kugeln, schärften Messer und Tomahawks. Die Frauen fertigten neue Pfeile.

Täglich brachten Kundschafter Nachricht über die Bewegungen der Amerikaner. Vom Ocklocknyfluß rückten mehrer tausend Soldaten heran. Ihnen marschierten die Truppen von Tallahassee her entgegen. Tallihadjo war zu schwach, ihre Vereinigung zu verhindern. Er hoffte auf die Verstärkungen aus dem Innern des Landes.

Auch fühlte er sich in seinem Waldversteck sicher, da außer Ralph kein Amerikaner etwas davon wußte.

Um so bestürzt war er darum, als seine Späher ihm meldeten, daß die amerikanischen Soldaten in großer Übermacht auf den See zu marschierten. Noch glaubte er nicht an einen Verrat Ralphs, sondern vermutete, daß Kundschafter sein Lager entdeckt haben könnten.

Er wollte die Insel mit den Frauen, Kindern und Verwundeten nicht im Stich lassen. So beschloß er, dem Feind entgegenzurücken und sich dann notfalls auf die Insel zurückzuziehen, um sich dort zu verteidigen, bis Hilfe aus dem Innern des Landes kam.

Auf einer sumpfigen Ebene, durch die nur ein einziger Pfad nach dem See führt, legte er einen Hinterhalt. Beiderseits des Weges verteilte er seine Krieger in dem hohen schilfartigen Gras, unter Büschen, hinter Stämmen und in den Kronen dichtbelaubter Bäume. Unsichtbar und lautlos lagen die Indianer wie lauernde Panther in ihren Verstecken.

Endlich brachten Späher die Nachricht vom Anmarsch der Bleichgesichter. Man vernahm nichts als den klingenden Metallton des Spannens der Büchsen, dann war alles wieder still. Dann verriet eine Unruhe unter den Vögeln des Waldes das Herannahen der Truppen. Unzählige purpurblaugefiederte Häher flogen mit lautem Krächzen von Baum zu Baum.

Bald darauf tauchte fern die Spitze des Feindes auf. In einer schier endlosen Reihe kamen sie heran, drei Mann nebeneinander, denn breiter war der Weg nicht. Voran marschierten einigen hundert Büchenschützen, die Waffen schußbereit in den Händen, nach allen Seiten ausspähend. So kamen sie vorsichtig näher und näher, gingen ahnungslos in die Falle.

Der ganze Zug der Büchenschützen befand sich im Bereich der Indianer, als Tallihadjo Feuer gab und einen ihrer Offiziere niederstreckte. Im selben Augenblick krachte es von überall her. Kaum

einer der Soldaten war nicht getroffen. Wild gellte das Kriegsgeheul der Seminolen.

Die Trommeln rasselten Sturm, und im Laufschrift stürmten die Musketiere auf dem schmalen Pfad heran, sprangen hinweg über die toten und verwundeten Kameraden und drangen in den Sumpf und den Wald, um den verborgenen Feind zu fassen. Ihre Verluste waren groß, aber immer neue drängten hinter ihnen nach. Die Seminolen konnten nicht schnell genug laden und feuern.

Tallihadjo rief zum Rückzug. Von Busch zu Busch, von Baum zu Baum wichen sie zurück, und der Feind hatte sie kaum erblickt, so waren sie auch schon wieder verschwunden.

Wohl setzten die weißen Soldaten ihnen nach, aber bald gaben sie in dem unwegbaren Sumpf die Verfolgung auf.

Fast ohne Verlust erreichte Tallihadjo mit seinen Leuten den See, sie sprangen in die bereitliegenden Kanus und landeten auf der Insel, bevor die Amerikaner am Ufer erschienen.

Tallihadjo beobachte, wie eine Kolonne nach der andern drüben angerückt kam. Zum Schluß wurden über hundert schwer beladene Maultiere herangeführt. Die Offiziere traten zusammen. Sie sahen nach der Insel herüber, die sich außer Schußweite befand, und schienen zu beraten. Dann gaben sie Befehle aus, und die Truppen wurden in vier Abteilungen geteilt, von denen drei um den See herumrückten und an verschiedenen Stellen einzeln Lager bezogen.

Trotz der hohen Verluste war jede Abteilung Tallihadjos Streitmacht noch überlegen. Daß er von solch einer Übermacht belagert werden könnte, hatte sich der Häuptling nicht gedacht. Die Lagerplätze der Amerikaner waren so gewählt, daß sie schneller jede Stelle des Ufers erreichen konnten, als ein Kanu von der Insel den See zu überqueren vermochte. Sie konnten also jede Landung leicht verhindern.

Des Häuptlings einzige Hoffnung waren die Stämme aus dem Landesinnern. Für zwei Monate reichten die Lebensmittel auf der Insel, dann mußte er sich ergeben oder verhungern. In dieser Zeit aber mußte der Entsatz da sein!

Viele Stunden wanderte Tallihadjo in Gedanken auf und ab und schaute nach den Feuern des Feindes hinüber. Wohl alle auf der Insel hatten die verzweifelte Lage erkannt und waren in niedergeschlagener Stimmung. Erst gegen Morgen legte der Häuptling sich schlafen.

Die Sonne stand schon hoch, als man ihn weckte. Drüben im Lager des Feindes finde eine Beratung statt. Ein Fremder sei zu Pferd angekommen. Tallihadjo eilte sofort ans Ufer und spähte über den See.

Auf den ersten Blick erkannte er drüben im Kreise der Offiziere Ralph Norwood. Ein freudiges Gefühl durchfuhr den Häuptling. Ralph kam gewiß, ihm zu helfen.

Nach einer Weile trat Ralph aus dem Kreise ans Ufer und winkte mit einem weißen Tuch nach der Insel herüber. Tallihadjo schickte sogleich ein Kanu mit zwei Kriegern, um ihn auf die Insel zu holen.

»Warum bist du nicht ins Innere des Landes geflohen?« kam ihm Ralph entgegen. »Ich habe dir doch zwei Boten gesandt, daß ein Indianer deinen Aufenthalt hier verraten hat!«

»Meine Augen haben keinen Boten von dir erblickt und zu meinen Ohren ist keines deiner Worte gedrunken!«

»Das verstehe ich nicht! Leider hörte ich zu spät von dem Marsch der Truppen hierher und bin nun zu spät gekommen. Du bist gefangen, und kein Häuptling wird dir zu Hilfe kommen!«

»Noch sind meine Hände frei und meine Waffen scharf! Tallihadjo wird sich nicht gefangengeben. Er weiß zu sterben!«

»Soll dein Volk mit dir zugrunde gehen? Ich war nicht müßig, Tallihadjo. Dein Wunsch war es, dein Volk in die weiten Prärien westlich des Mississippi zu führen. Was du nicht durch Krieg

erreichen konntest, habe ich durchgesetzt. Die Regierung in Washington hat mir ihr Ohr geliehen und ist bereit, euch alle auf Dampfbooten in jene Länder der Freiheit zu bringen.«

Tallihadjos finstere Miene erhellte sich. Erwartungsvoll blickte er Ralph an, der eifrig weitersprach:

»Damit die Streitigkeiten zwischen den roten und weißen Männern aufhören, will der Weiße Vater in Washington seinen roten Kindern, die noch im Osten des Mississippi wohnen, Land im Westen des großen Stromes geben, wo sie frei nach ihrer Art leben können. Wenn die Seminolen in Florida bleiben, werden sie nach und nach besiegt werden und elend zugrunde gehen. Geh ihnen mit deinem Beispiel voran, Tallihadjo! Unbesiegt kannst du dein Volk nach dem Westen führen, wie du es ja schon immer gewollt hast!«

»Aus dir redet das Blut deiner Mutter!« Der Häuptling drückte Ralph die Hand. »Du weißt, wie sich mein Herz schon längst nach jenen Ländern im Westen gesehnt hat! Ich bin bereit, dorthin zu ziehen. Ich überlasse es dir, für mich mit den Weißen zu verhandeln.«

Einige Stunden später verließ Ralph den Häuptling mit der Gewißheit, das größte Geschäft seines Lebens in der Tasche zu haben. Tallihadjo hatte die Ältesten seines Stammes und die übrigen Häuptlinge um sich versammelt und ihnen die Lage erklärt. Mit seiner ganzen Beredsamkeit setzte er sich für den Vorschlag Ralphs ein, der sie nicht nur vor dem Verhungern rette, sondern ihnen auch ohne Verluste eine neue Heimat gebe. Sie hätten keine Wahl! Der Große Geist habe bestimmt, daß sie Florida den Weißen überlassen wollten, und auch die anderen Stämme müßten ihnen kurz über lang folgen, wenn sie nicht in den Sümpfen zugrunde gehen wollten.

Schmähungen und Klagen waren ausgestoßen worden, aber schließlich hatte man sich in das Unvermeidliche gefügt. Ralph

empfahl den Offizieren für strenge Bewachung der Insel zu sorgen, damit keine Indianer entweichen und vielleicht noch Hilfe aus dem Innern herbeiholten. Dann ritt er nach Tallahassee, von wo aus er einen Eilbericht nach Washington sandte und Vollmachten und Mittel der Regierung erbat, um die Gefangenen nach dem Westen schaffen zu können.

Schon nach kurzer Zeit erhielt er mit einem Belobigungsschreiben, das seine Verdienste anerkannte, die gewünschten Vollmachten und Anweisungen, die Indianer nach der Westgrenze von Arkansas zu transportieren. Von Florida bis New Orleans würden die Seminolen auf Regierungsschiffen befördert werden. Dort müßten sie auf Flußdampfer umgeladen werden, die Norwood mieten möge. Der notwendige Kredit hierfür sei ihm in New Orleans eingeräumt.

Bevor Ralph nach der Hafenstadt an der Mississippimündung fuhr, suchte er noch einmal Tallihadjo auf und berichtete ihm, daß alles nach Wunsch gehe.

33. NACH WESTEN!

Am Abend eines glühenden Julitages saß Norwood unter der Säulenhalle des St. Charles Hotel in New Orleans mit einem alten Bekannten seiner wilden Jugendzeit in Columbus. Man hatte ihn in der Zwischenzeit mit dem Titel General geehrt. Kapitän Blout war Eigentümer eines alten Dampfschiffs, des »Star of the West«.

»Hätte ich das alte Gerippe hoch versichern können, ich würde es längst in die Luft gesprengt haben,« sagte Blout. »Wer den Kahn kennt, traut sich nicht mehr darauf. Ich kriege kaum noch Güter und Passagiere dafür.«

»In die Luft gesprengt?« fragte Norwood. »Und dich selber mit!«

»So grün möchte ich sein! Es wäre nicht das erste Boot, dem ich solch 'ne Himmelfahrt bereitet habe! Tüchtig Feuer unter den Kessel, das Ventil zu und dann in der Nacht, wenn alles schläft,

über Bord! Nur der Maschinenmeister muß verlässlich sein und mitmachen! Habe gerade einen Burschen im Dienst, der für ein paar hundert Dollar das schönste Schiff in die Hölle schickt.«

»Hm! Hör mal! Ich glaube, wir könnten ein Geschäft zusammen machen! Du weißt doch, daß ich die Rothäute nach der Grenze von Arkansas zu schaffen habe. Als Agent der Regierung kann ich die Versicherung deines Schiffes bewirken. Bei einer Gesellschaft im Norden! Mein Gutachten genügt, um einen hohen Point herauszuholen. Unterwegs fliegt der »Star« in die Luft. Du beschwerst dich in Washington, daß die Indsmen in der Nacht revoltiert hätten. Der Maschinenmeister hätte seinen Posten deshalb verlassen müssen, infolgedessen wäre der Kessel geplatzt. Die Versicherung wird zahlen, und ich werde bei der Regierung noch eine besondere Vergütung beantragen.«

»Kein übler Spaß! Da käme ich so nebenbei zu einem neuen Dampfboot. Aber wird es kein Geschrei wegen der Roten geben?«

»Die Zeitungen werden schreiben, für das allgemeine Wohl wären sie besser aus der Welt, als daß sie in den Grenzsiedlungen sengten und mordeten. Doch wenn du keinen Mumm hast, ich finde genug andere, die den Verdienst mitnehmen . . . «

»Weiß ich, und ich bin dabei! Aber wie kommen wir beide klar?«

Die beiden Schurken einigten sich schnell. Ralph mietete am nächsten Tage außer dem »Star of the West« noch ein zweites Dampfboot, die »Mayflower«, da das eine Schiff allein die Indianer nicht alle fassen konnte. Er vereinbarte, daß die beiden Schiffe die Wilden an einem abgelegenen Platz oberhalb der Stadt erwarten und übernehmen sollten.

Nachdem er noch die notwendigen Lebensmittel eingekauft hatte, verließ er die Stadt wieder, in der er als General und Regierungsagent überall mit großer Auszeichnung behandelt worden war, und begab sich wieder nach Florida.

Dort wurde Norwood bereits mit großer Ungeduld ersehnt. Mit Freude empfing ihn Tallihadjo auf der Insel. Ralph schilderte den Wilden ihre neue Heimat in den verlockendsten Farben und versprach den Kriegern, die nicht zu Tallihadjos Stamm gehörten, daß alle Vorkehrungen getroffen seien, um ihre Angehörigen bald nachfolgen zu lassen.

Zwei Tage später durften die Indianer die Insel verlassen. Am Ufer wurden sie von den Truppen empfangen. Sie mußten ihre Büchsen abfeuern und Kugeln und Pulver abliefern. Die Waffen durften sie jedoch behalten.

Gegen Mittag begann der Abmarsch. Tallihadjo ritt auf seinem Schimmel voran. In langem Zug folgten Männer, Frauen und Kinder, schwer bepackt, und beiderseits von Soldaten begleitet.

So gelangten sie nach einer Woche ermattet an die Mündung des Ocklockny. Dort lagen bereits zwei Dampfschiffe der Regierung vor Anker. Sie kamen aus der Tampa-Bay und hatten bereits zweihundert Seminolen an Bord, die dort unten gefangengenommen worden waren.

Noch einmal durften Tallihadjo und die Seinen auf dem Boden ihrer alten Heimat schlafen. Wehklagend warfen sie sich am Strand des Meeres nieder und küßten die Erde. Sie aßen nichts und zündeten keine Feuer an. Blutrot tauchte die untergehende Sonne in die schwarzgrüne Flut des Golfs von Mexiko.

Sechs große Boote holten die Indianer am nächsten Morgen auf die Schiffe. Tallihadjo blieb mit seiner Familie und einigen siebzig Neger, die ihm und Olviana gehörten, bis zuletzt zurück. Nachdem alle Neger auf die Dampfer gebracht waren, fuhr Ralph mit dem Häuptling und seiner Familie hinüber. Der Schimmel mußte neben dem Boot herschwimmen. Man hatte ihm Gurte umgeschallt und zog ihn mit Ladekränen aus dem Wasser.

Am zweiten Morgen nach der Abfahrt liefen die beiden Schiffe in das Delta des Mississippi ein. Wie staunten die Indianer über die vielen großen und kleinen Schiffe, und als erst New Orleans

auftauchte, da vermochten sie ihre Augen nicht von den mächtigen Steingebäuden, den Kuppeln und Türmen zu wenden.

An den meilenlangen Werften der Stadt vorbei erreichten sie dann die beiden Flußdampfer, die sie weiterbringen sollten. Starke Bohlen wurden von Schiff zu Schiff gelegt, und der Umzug konnte rasch vonstatten gehen. Ralph führte Tallihadjo und seine Familie auf den »Star of the West« und bat den Häuptling dann, ihm bei der Verteilung der Indianer behilflich zu sein. Er eröffnete ihm, daß er wegen des Platzmangels die Sklaven Tallihadjos einstweilen mit nach New Orleans nehmen würde. Denn er habe in der Stadt noch allerlei Formalitäten und auch Geschäfte zu erledigen, unter anderem die Wechsel für das verkaufte Vieh des Häuptlings zu kassieren. Doch würde er baldigst den Indianern auf einem anderen Dampfboot folgen.

Tallihadjo war ohne Argwohn. Er befahl seinen Sklaven, mit General Norwood zu gehen. Während sie sich an Land begaben, hatte Ralph noch eine kurze Besprechung mit Kapitän Blout.

»Morgen früh fahre ich ab,« sagte Blout. »Nachts darauf, wenn alles schläft, lasse ich den Kasten hochgehen. Wird nicht viel übrigbleiben!«

»Sollten einige Rothäute trotzdem mit dem Leben davonkommen, so pack sie sofort auf die »Mayflower«. Meine Leute, die mitfahren, haben Anweisung, sich durch nichts aufhalten zu lassen. Die Wilden werden den Arkansas hinauf gefahren und bei Fort Smith ausgeladen. Dort mögen sie sehen, wie sie weiterkommen.«

»Dem Häuptling und seiner Familie habe ich gerade über dem Kessel einen Platz angewiesen!« grinste Blout. »Trinken wir auf mein neues Schiff!«

Ralph versprach Tallihadjo noch einmal, daß er schnell mit den Negern nachkommen würde, und zog dann mit den Sklaven in die Stadt. Er brachte sie aber nicht zu einem Dampfboot, sondern in die Esplanade Street zu einem Sklavenhändler. Dort wurden sie sofort in Ketten gelegt, untersucht und abgeschätzt. Nach langem

Feilschen erhielt Ralph für sie einen Scheck auf vierzigtausend Dollar.

Ralph widerstand der Versuchung und mied die Spielhäuser. Er trank viel mit seinen Bekannten, denen er von den Seminolen erzählen mußte, und flirtete mit schönen Kreolinnen. Welch stolzes Gefühl, ein reicher und geachteter Mann zu sein! Der Alkohol betäubte sein Gewissen . . .

Und doch trieb ihn seine innere Unruhe schon früh am nächsten Morgen nach dem Platz, wo die Schiffe mit den Indianern lagen. Dichte Rauchwolken stiegen aus den hohen Schornsteinen. Ralph stellte sich hinter einen Baum, um die Abfahrt zu beobachten. Zuerst dampfte der »Star of the West« in die Mitte des Stromes und steuerte dann gegen ihn an, bald darauf folgte ihm die »Mayflower«.

Der Dampfer fuhr in der Mitte des meilenbreiten Stromes, dessen bewaldete Ufer kaum zu erkennen waren. Nur ein matter Lichtpunkt bezeichnete hier und dort eine Plantage oder eine einsame Farm. In großer Entfernung folgte die »Mayflower«, deren Kapitän alles aufbot, um nachzukommen.

Tallihadjo hatte tagsüber vergeblich nach dem Schiff ausgespäht, mit dem Ralph nachfolgen wollte. Um einen besseren Ausblick zu haben, hatte er sich mit seiner Familie und Olviana ans äußerste Ende des oberen Verdecks begeben. Blouts Rat, doch wenigstens in der Nacht wieder den hübschen warmen Platz über dem Kessel einzunehmen, lehnte er ab.

Mitternacht war vorüber, als Blout sich vorsichtig nach dem Heck des Schiffes schlich. Er ließ das Boot, das dort in Flaschenzügen hing, aufs Wasser hinab, so daß es im Kielwasser hinter dem Dampfer herschwamm. Dann eilte er nach dem Maschinenraum. »Fire up!« befahl der Maschinenmeister. Schwere Scheite Kienholz flogen in die Feuerung.

»Das Ventil ist zu! In fünf Minuten platzt der Kessel!« flüsterte der Maschinenmeister Blout zu und zog ihn mit sich fort.

Sie eilten zum Heck und ließen sich an Tauen in das Boot hinab. Sie durchschnitten das Schleppseil und ergriffen die Ruder. Heftig schaukelte der Kahn in den Wellen des Kielwassers. Sie hielten dem Lande zu, aus Leibeskräften rudern.

Plötzlich schossen auf dem dunklen Dampfer grelle Flammen hoch. Menschen, Kisten, Fässer und Ballen wurden in die Luft geschleudert. Ohrenbetäubendes Krachen rollte über das Wasser. Hohe Wellen türmten sich von der Unglücksstelle aus.

Blout und der Maschinenmeister hatten zu tun, daß ihr Boot nicht kenterte. Auf das Wasser klatschten dunkle Gegenstände, zerrissene Körper, Frachtstücke, Teile des Schiffes. Auf das Boot der Flüchtlinge schlug ein Balken. Gurgelnd versank es, und die Strömung wirbelte die beiden schwerverletzten Verbrecher mit sich. Ihr Hilfeschrei verhallte in dem Klagen, Wimmern und Heulen, das jetzt von dem zersprengten Dampfer her schaurig durch die Finsternis drang. Elend ertranken sie.

Auch das Wrack des Dampfers nahm die Strömung mit sich. Das Vorderteil war völlig zertrümmert, während das Hinterteil ziemlich unversehrt geblieben war. Tallihadjo und den Seinen war nichts geschehen. Mit mächtiger Stimme übertönte er den Lärm. Es gelang ihm, der Panik Einhalt zu gebieten. Er hinderte die Überlebenden daran, ins Wasser zu springen, denn vorläufig sank das Schiff noch nicht. Stromaufwärts aber brauste die »Mayflower« heran.

Sie wandte und fuhr an die Seite des Wracks. Machte mit Tauen daran fest. Mit Hilfe des Häuptlings überführte nun der Kapitän die überlebenden Indianer auf sein Fahrzeug. Es waren noch etwas über hundert, von denen nur einige durch Holzsplitter leicht verletzt waren. Die Schwerverwundeten waren in den Strom geschleudert und ertrunken. Auch Tallihadjos Schimmel war tot.

Der Kapitän der »Mayflower« überließ sodann den »Star of the West« seinem Schicksal, fuhr ans Ufer und warf den Anker aus, um den Tag zu erwarten.

Die Wilden, die den Verlust vieler Verwandten und Freunde zu beklagen hatten, waren nur schwer zu beruhigen. Es bedurfte des ganzen Einflusses Tallihadjos, daß sie nicht ans Land flüchteten.

Tallihadjo ahnte nicht den wahren Grund der Explosion. Er sprach von einem Unglück, das ihnen der Große Geist gesandt habe und das man ebenso tragen müsse wie Verluste im Kriege.

Mit dem Morgengrauen stellten sich noch einige Indianer ein, die sich schwimmend an Land gerettet hatten. Als der Kapitän den Anker heben ließ, um weiterzufahren, bat ihn der Häuptling, doch die Ankunft Ralph Norwoods zu erwarten. Aber da erklärte ihm einer der Regierungsagenten, die den Transport begleiteten, daß Norwood niemals beabsichtigt habe, bis nach Fort Smith mitzureisen.

»Du wirst ihn und deine Neger wohl niemals wiedersehen,« meinte er.

Der Häuptling starrte ihn an, seine Hände ballten sich. Als er sich abwandte, trat der letzte Überlebende vom Stamme Osmakohees zu ihm.

»Ich habe bisher geschwiegen, weil Osmakohee es mir befahl. Norwood war der weiße Mann, der ihm sagte, Hallemico habe seinen Sohn ermordet, und der Hallemicos Neger als Belohnung verlangte. Er war ein Lügner, und deshalb hat Osmakohee seine Wohnung zerstört. Die Neger Hallemicos und auch die deinen hat der doppelzüngige Verräter nun doch erhalten.«

Schweigend begab sich Tallihadjo auf das oberste Verdeck der »Mayflower«, wo er sich niedersetzte und stumm auf die vorüberziehenden Ufer sah. Onahees Warnung vor Ralph fiel ihm ein. Immer klarer wurde ihm, wie schändlich das Halbblut sein Vertrauen mißbraucht hatte. Ralph hatte den Weißen das Versteck auf der Insel verraten, für ihn war die Überführung nach dem Westen nur eine Gelegenheit zur Bereicherung gewesen. Er hatte ihm sein Vieh, seine Sklaven, sein Land genommen. Wilder Zorn

erfüllte den Häuptling. Einen Augenblick überkam ihn das Verlangen, Rache zu nehmen an den Weißen auf dem Schiff. Aber würde er damit nicht nur noch größeres Unheil über sein Volk bringen? Er durfte seinen persönlichen Gefühlen nicht nachgeben, er hatte die Aufgabe, sein Volk in die neue Heimat zu bringen.

Einige Tage darauf erschien in den Zeitungen von New Orleans der Bericht über den Unfall des »Star of the West«. Leider seien mit einer großen Zahl Indianer auch der Kapitän des Schiffes und seine weiße Besatzung durch die Explosion getötet worden.

Ralph Norwood las diesen Bericht mit gemischten Gefühlen. Der Tod Blouts machte ihm einerseits einen Strich durch das geplante Geschäft, andererseits befreite er ihn von seinem Mitwisser, der einmal unbequem werden konnte.

Es hielt ihn jetzt nichts mehr in der Hauptstadt des Südens, und er kehrte auf dem schnellsten Wege nach Florida zurück, um sich mit dem Vermögen, das er durch den Verkauf der Sklaven Tallihadjos erworben hatte, die wertvollsten Landstriche des Indianergebietes zu dem geringen Preis, den die Regierung festgesetzt hatte, zu sichern.

34. DAS ENDE DES KRIEGES

Die amerikanischen Truppen hatten nach und nach wiederum fünfhundert Seminolen gefangengenommen, die in einem Lager in der Tampa-Bay gesammelt wurden. Es waren teils kleinere Stämme, teils Familien und auch einzelne Männer und Frauen.

Ralph Norwood reiste im Auftrag der Regierung nach New Orleans, um sie dort beim Eintreffen auf dem Regierungsschiff in Empfang zu nehmen und auf einen Flußdampfer zu überbringen.

Mitte Oktober verließ bei beklemmender Hitze das Schiff mit den Indianern New Orleans. Ralph sah ihm vom Ufer aus nach. Er dachte nicht an das Los der unglücklichen Seminolen, die aus einem heißen südlichen Seeklima nun in ein Land gebracht wurden, wo bald ein rauher Winter anbrechen würde.

Für ihn war die Umsiedlung der Seminolen ein glänzendes Geschäft. Auf den Wunsch der Regierung begab er sich noch einmal ins Innere Floridas, um den Friedensschluß vorzubereiten und auch die übrigen Stämme für eine Auswanderung in den Westen zu gewinnen.

Doch schon nach kurzer Zeit legte er sein Amt als Indianeragent nieder. Die Verhandlungen gestalteten sich langwieriger, als er gedacht hatte. Für ihn war es jetzt aber einträglicher, seinen Landgeschäften nachzugehen.

Er hatte der Regierung nur einen ganz geringen Preis für den Grund und Boden bezahlt, der durch Herbeiströmen von Einwanderern nun gewaltig im Werte stieg.

An dem ehemaligen Wohnort Tallihadjos errichtete er sich ein großes Landhaus. Noch bevor er dort einzog, wurde ihm von Eloise eine Tochter geboren, die in der Taufe den Namen Berenice erhielt. Der reiche General Norwood bemühte sich nun, die gute Gesellschaft in sein Haus zu ziehen. Aber gerade die angesehensten Familien hielten sich von ihm fern und verkehrten zu seiner Wut mit Frank Arnold, der sich anstelle seines Blockhauses als Ergebnis seines redlichen Fleißes ebenfalls ein stattliches Wohngebäude auf seiner Plantage erbaut hatte.

Immer mehr verlor Nordflorida den Charakter der »Frontier«, der Grenze. Kleine und große Farmen entstanden, Straßen durchzogen die frühere Wildnis, Handel und Gewerbe blühten auf, Segelschiffe und Dampfer belebten die Flüsse.

Diesen Aufschwung bewirkte besonders der durch Bestechung einiger Häuptlinge zustandegekommene Vertrag von Payne's Landing im Jahre 1832, in dem sich die Seminolen dazu verpflichteten, binnen drei Jahren nach dem Westen auszuwandern. Die vollständige Eroberung des Landes der »ewigen Jugendquelle« schien gesichert.

Aber da brach im Jahre 1835 der Krieg mit den Seminolen neuerlich aus. Noch immer sträubten sich viele Stämme gegen das

Verlassen ihrer Heimat, besonders diejenigen, die entlaufenen Negerklaven bei sich Zuflucht gewährt hatten.

Diese Sklaven fürchteten mit Recht, nun wieder in die Hände der Weißen zu kommen und schürten den Widerstand der Wilden.

Unter dem Einfluß der Sklavenhalter Georgias und Alabamas schlug der Indianeragent General Thompson vor, Truppen abzuschicken, um im Indianergebiet flüchtige Negerklaven zu fangen. Der hervorragendste und fähigste Führer der Seminolen, der mit allen Kräften eine Einigung der Stämme erstrebte, war jetzt, nach Tallihadjos Auswanderung, der kühne und edle Osceola. Er war 1804 am Chattahoocheefluß geboren.

Ihm lockte Thompson sein Weib fort, das die Tochter eines entflohenen Sklaven war, verhaftete sie und lieferte sie dem Eigentümer ihrer Mutter aus, der sie hart auf seiner Plantage arbeiten ließ. Als Osceola Thompson zur Rede stellte, ließ dieser ihn sechs Tage in Ketten legen.

Osceola rächte sich, indem er Thompson und dessen Begleiter überfiel und tötete. Kurz darauf besiegte er in einem Gefecht eine Abteilung Soldaten unter Major Dade. Der Offizier und über hundert Soldaten fanden den Tod. Ein blutiger Dschungelkrieg begann, der den Weißen hohe Verluste brachte. Der kommandierende General Jesup bat schließlich im Oktober 1837 Osceola und einige andere Häuptlinge der Seminolen zu Friedensverhandlungen in die Nähe des Forts Payton. Dort ließ er sie hinterlistig gefangen nehmen. Die Häuptlinge wurden nach Fort Moultrie im Hafen von Charleston gebracht, wo Osceola am 30. Januar 1838 starb.

Noch jahrelang leisteten die Seminolen den amerikanischen Truppen Widerstand, die ihnen in die Urwälder und Zypressensümpfe nur schwer nachfolgen konnten. Doch nach und nach ergaben sich die Seminolen. Bis zum Jahre 1843 wurden etwa viertausend von ihnen nach Oklahoma verschickt. Nur einige hundert wollten ihre Heimat nicht aufgeben und hielten sich in den

undurchdringlichen Sumpferverstecken der Everglades. Niemals gelang es den Amerikanern, sie zu besiegen.

35. IN TEXAS

Im fernen Südwesten Nordamerikas stand an dem kleinen Nebenfluß des Rio Colorado auf einer Anhöhe ein großes zweistöckiges Gebäude. Riesenhafte immergrüne Eichen überschatteten das Haus, vor dem sich ein gepflegter Blumengarten ausbreitete.

Steil fiel das Ufer der Anhöhe zu dem Fluß ab, dessen Wogen schäumend und brausend ein großes Mühlrad trieben. Es setzte nicht nur eine Maismühle, sondern auch eine Schneidemühle in Bewegung, deren mächtige Kreissäge riesige Baumstämme zu Brettern zerschnitt. An diesen beiden Mühlwerken arbeiteten Negersklaven unter der Aufsicht eines kräftigen blonden jungen Mannes, der ihnen mit Scherzen seine Anweisungen gab.

Das Haus war das Eigentum Frank Arnolds. Nach dem Tode seiner alten Eltern war er mit seiner Familie nach Texas ausgewandert, wo er sich die großen Ländereien kaufen konnte, die in Florida nicht mehr zu haben waren.

Denn seine Eleanor hatte ihm damals schon neun Söhne geschenkt, und es war sein Lieblingsgedanke, daß jeder von ihnen einmal seine eigene Farm haben sollte. So hatte er sein Besitztum in Florida zu sehr hohem Preis verkauft und mit Frau und Kindern, seinen Sklaven und einigem Zuchtvieh die weite Wanderung nach dem fernen Westen angetreten.

Sechs Jahre wohnte er nun schon hier in Texas, es waren glückliche Jahre gewesen. Zwölf Kinder hatte er nun, und das jüngste, nun bald dreijährig, war ein Mädchen geworden. James, der Älteste, der die Sklaven bei den Mühlen beaufsichtigte, war jetzt achtzehn Jahre.

Frank Arnold saß mit seiner Frau und der kleinen Helen auf der Veranda vor dem Hause. Bei ihnen befand sich ein Gast, ein

schlanker kräftiger Mann in den besten Jahren, dessen wettergebräuntes offenes Gesicht von einem schwarzen Vollbart umrahmt wurde. Er setzte die kleine Helen, die auf seinen Knien herumgeturnt hatte, ab und wollte sich verabschieden.

»Mein bester Farnwald, wir lassen Sie noch nicht fort,« widersprach Arnold. »Sie kommen so selten zu uns! Meist nur, wenn wir Ihrer ärztlichen Hilfe bedürfen und Sie rufen!«

»Denselben Vorwurf machten mir neulich Swartons, die doch nicht so viele Stunden entfernt von mir wohnen wie Sie,« entschuldigte sich Farnwald mit einem Lächeln.

Er ließ sich gern bereden, noch zum Abendessen zu bleiben.

Die Sonne näherte sich bereits den fernen Gebirgen im Westen und begann ihre eisigen Höhen zu vergolden.

James, der Älteste, kam von den Mühlen herauf.

»Er ist alt genug, bald zu heiraten,« sagte der stolze Vater. »Er soll sich auf dem Land, das er einmal bekommen wird, ein Blockhaus bauen und eine eigene Farm einrichten.«

Amelia, die Zweitälteste, kam von einem Spazierritt heim. Die älteren Buben fanden sich aus den Bohnenfeldern ein, wo sie gearbeitet hatten. Die jüngeren hatten gespielt.

Eleanor und Amelia begaben sich ins Haus, um das Abendessen vorzubereiten. Bald saßen alle um den Tisch und ließen es sich schmecken. Später setzten sich Arnold und Farnwald an das flackernde Kaminfeuer und zündeten sich ihre Pfeifen an.

»Wir bekommen einen neuen Nachbarn,« bemerkte Farnwald im Laufe des Gesprächs. »Er läßt sich am Strom ein prächtiges Haus bauen, muß ein außerordentlich reicher Mann sein. Scheint sich viel darauf zugute zu tun. Ich traf ihn vor ein paar Tagen im Gasthaus in Clear Creek, wo er sich recht anmaßend aufführte. Aber er dürfte bald merken, daß man hier noch nicht so viel auf Vermögen wie in den alten Staaten gibt, der Herr General Norwood!«

»General Norwood? Woher kommt er ... aus Florida?« fragte Frank Arnold erregt.

»Ganz recht! Da kennen Sie ihn vielleicht! Mir fällt ein, daß Sie ja auch von dort gekommen sind!«

»Und ob ich ihn kenne! An jedem seiner Dollar hängt eine Träne!« Es wurde eine lange Geschichte, die Frank Arnold erzählte.

»Der Sohn ist ganz nach dem Vater geschlagen,« schloß er. »Mit Frau und Tochter lebt er in bösen Verhältnissen. Beide hätten ein besseres Los verdient ... «

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Farnwald Abschied nahm. Es wurde verabredet, daß James, Arnolds Ältester, ihn in den nächsten Tagen für einige Zeit besuchen sollte.

Der Morgen dämmerte bereits, als Farnwald sich seiner Besitzung näherte. Paulmann, sein alter Gärtner, ein Veteran der Schlacht bei Waterloo, war bereits auf und alarmierte Charity, eine alte Negerin, Farnwalds Haushälterin, und den Negerburschen Addison, der den Schimmelhengst in Empfang nahm.

Drei Tage später traf James Arnold auf Farnwalds Besitztum ein. Auf einem der Jagdausflüge, die Farnwald mit dem Gast machte, kamen sie unweit des Platzes vorüber, wo Ralph Norwood sein Haus baute. Die Äxte der neuen Ankömmlinge hatten in dem herrlichen Urwald traurige Verwüstungen angerichtet. Die prächtigsten Bäume waren gefällt. Abgebrannte schwarze Blößen zeigten, daß man auch das Feuer zur Vernichtung des Waldes nutzte. Die beiden Reiter wandten ihre Pferde aus dem Bereich menschlicher Zerstörung.

Farnwald trieb seinen Hengst einen hohen Berg hinan, von dessen Spitze man einen herrlichen Überblick über das Land weitum hatte. In früheren Zeiten hatte er so manche Stunde dort oben verbracht. Er näherte sich bereits dem Gipfel des Berges, als ein Bel-len seines Hundes ihn aus seinen Gedanken an die Vergangenheit weckte. Unter dem wohlbekanntem wilden Pflaumenbaum auf der Höhe gewahrte er zwei weibliche Gestalten.

Von dem Felsblock unter dem Pflaumenbaum war ein junges Mädchen aufgesprungen und sah den Ankömmlingen entgegen. Neben ihr stand eine schwarze Dienerin. Farnwald war überrascht von der Schönheit der Unbekannten, deren große dunkle Augen fragend zwischen ihm und dem jungen Arnold hin und her flogen. Er lüftete seinen breiten Hut und sprang vom Pferd.

»Entschuldigen Sie bitte die Störung,« sagte er mit einer Verbeugung. »Aber wir konnten nicht ahnen, daß wir hier in der Einsamkeit solch . . . solch . . .«

Farnwald suchte nach einem Kompliment, aber die Fremde unterbrach ihn lächelnd: »Ich habe nichts zu entschuldigen. Sie haben auf diesen Platz ebensoviel Anrecht wie ich.«

»Mein Name ist Farnwald, und das ist mein junger Freund James Arnold,« stellte Farnwald vor.

»Ich heiße Berenice Norwood. Wir hörten schon von Ihnen, Mister Farnwald, und Arnolds sind alte Bekannte von uns aus Florida.«

Errötend blickte sie auf James, der seine Augen nicht von ihrer reizenden Erscheinung wenden konnte und sie mit unverhohlener Bewunderung anstarrte.

»Meine Mutter hat mir oft erzählt, wieviel Gutes sie der Familie Arnold zu verdanken hat, doch leider . . .« Sie stockte und schwieg verlegen.

»Auch meine Eltern sprechen nur Gutes von Ihnen und Ihrer Frau Mutter,« warf James ein und errötete ebenfalls.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« lenkte das junge Mädchen von dem verfänglichen Thema ab.

Sie setzten sich auf die Steinblöcke, die ringsum verstreut lagen.

»Hier bin ich schon so manches Mal gesessen, als es noch gefährlich war, sich als Weißer hierherzuwagen. Erst vor wenigen Jahren haben sich die Wilden in die Gebiete jenseits des Stromes zurückgezogen,« sagte Farnwald.

»Welche Indianerstämme leben denn dort?« fragte Berenice.

»Die Lipan-Apatschen, ein kriegerischer Stamm. Aber auch die Komantschen und andere Stämme schwärmen in dieser Gegend. Besonders in der Winterzeit kommen sie von Norden herab, um Büffel zu jagen, die in endlosen Herden nach Süden wandern.«

»Wo wohnen denn die Seminolen, die man aus Florida vertrieben hat?«

»Achthundert Meilen nördlich von hier, am Canadian River. Aber auch ihre Jäger folgen dem Bison im Winter bis zum Fuß der fernen Gebirge dort. Ihre Nachbarn, die Creek und Choctaw, besuchen alljährlich das Handelshaus, das die Regierung vierzig Meilen von hier nördlich drüben am Strom angelegt hat, damit die Indianer dort ihre Bedürfnisse decken können.«

»Die Seminolen hassen meinen Vater, und wenn sie erfahren, daß wir uns hier niedergelassen haben . . . «

»Das braucht Sie nicht zu beunruhigen! Die Indianer sind zufrieden, wenn sie von den Weißen nicht behelligt werden, und vermeiden jeden Übergriff auf das Gebiet der Weißen.«

Die Zeit verstrich im Fluge, und Berenice mußte sich auf den Heimweg machen.

»Verzeihen Sie es meiner Mutter und mir, daß man Ihnen noch keinen Besuch gemacht hat,« sagte sie beim Abschied, worauf Farnwald die Hoffnung aussprach, es möge sich bald die Gelegenheit zu freundnachbarlicher Bekanntschaft ergeben.

»Auf Wiedersehen!« winkte sie noch einmal zurück, ehe sie mit ihrer Dienerin zwischen den Bäumen verschwand.

Schweigsam sah James Arnold ihr nach. Farnwald verstand, was in dem jungen Mann vor sich ging, der nur zu wohl den Haß Norwoods gegen seinen Vater kannte. Er schlug ihm aufmunternd auf die Schulter.

»Kopf hoch, Boy! Habt Euch verguckt in das Mädels, schätzte jedoch, das Mädels auch in Euch . . . «

Freudig fragend blickte James ihn an.

»Well, Boy, man hat schließlich seine eigenen Erfahrungen . . . Und wegen der Eltern macht Euch vorläufig keine Sorge, verlaßt Euch da auf mich: wenn ich Euch helfen kann, soll's gern geschehen . . .«

Einige Zeit später saß Berenice mit ihrer Mutter in einem der Blockhäuser, in denen die Familie Norwood lebte, bis das neue Haus fertiggestellt sein würde.

Eloise war immer noch eine schöne Frau zu nennen, wenn auch Leid und Gram nicht spurlos an ihr vorübergegangen waren. Mit der hohen Stirn und der leicht gebogenen Nase, mit dem glänzend schwarzen Haar und der schlanken, biegsamen Gestalt war die sechzehnjährige Berenice ganz das Ebenbild der Mutter, der sie auch im Charakter glich.

Anders war ihr älterer Bruder Tom, der nach dem Vater geschlagen war und der dessen Verschwendungssucht, Unwahrhaftigkeit und Starrsinn geerbt hatte. Er war bei einem Advokaten in die Lehre gegangen, hatte es dort aber nicht lange ausgehalten, sondern spielte lieber den großen Herrn auf den Besitzungen des Vaters, der ihm seinen Willen ließ. Er war stolz auf den Eigenwillen seines Sprößlings, den er vergötterte.

Zweifellos liebte Ralph Norwood auch seine Tochter, aber wenn er die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter sah, dann hätte er sie manchmal hassen mögen. Dann war er schroff zu ihr, um sie gleich darauf wieder mit Zärtlichkeiten zu überschütten.

Vielleicht aus Angst, daß sie sich ganz von ihm abwenden möchte. Denn er fühlte, wie sehr viel mehr sie ihrer Mutter zusetzen war, die ihrer Tochter, deren Liebe sie für alles Unglück in ihrer Ehe entschädigte, eine sorgfältige Erziehung zuteil werden ließ.

Die Kluft zwischen den Eheleuten hatte sich in den Jahren nicht verringert. Sie waren bei Tisch zusammen, sprachen das Nötigste und wahrten die Formen der Höflichkeit. Sonst aber mieden sie sich. Tom stand ganz auf Seiten des Vaters. Die Mutter

war ihm entfremdet worden, und in der Schwester sah er nur die Miterbin des großen väterlichen Vermögens.

Im Gegensatz zu Frank Arnold hatte Norwood Florida verlassen, weil er seine ausgedehnten Besitzungen dort mit außerordentlichem Gewinn verkaufen konnte.

Berenice hatte der Mutter von ihrem Zusammentreffen mit Farnwald und James Arnold erzählt. Eloise merkte sehr wohl ihr Interesse für den jungen Mann.

»Du mußt Farnwalds Bekanntschaft machen,« sagte Berenice lebhaft. »Er ist weitum der einzige Arzt, und ihm haben schon viele ihr Leben zu verdanken . . .«

»Ich möchte auch gern den jungen Arnold kennenlernen,« unterbrach die Mutter sie lächelnd. »Ich kannte ihn zuletzt als Knaben, aber nach deiner Schilderung muß ein hübscher stattlicher Mann daraus geworden sein . . .«

Berenice errötete über und über. In ihrer Verlegenheit wußte sie nichts zu sagen.

Es vergingen Tage, ehe die Frauen Gelegenheit fanden, un bemerkt nach der Anhöhe zu reiten. Eloise lächelte leise über Berenices Angst, Farnwald möchte nach so langer Zeit dort nicht mehr warten. Aber Farnwald saß bereits auf einem der Steinblöcke unter dem Pflaumenbaum und bei ihm . . . James Arnold.

Die beiden Männer sprangen artig auf, James mit glühendem Kopf. Doch auch Berenice errötete tief bei seinem Anblick. Sie stellte die Herren ihrer Mutter vor. Eloise begrüßte Farnwald und den jungen Arnold herzlich.

Auf Eloises Wunsch erzählte er aus seinem bewegten Leben und gab ihr einen Überblick über die gemeinsamen Nachbarn, die weit im Umkreise verstreut wohnten.

Berenice und James sprachen nur wenig miteinander, aber ihre Blicke sagten mehr als Worte. Als die Stunde des Abschieds kam, da war es Eloise, die den Wunsch nach einem Wiedersehen äußerte. Man kam überein, sich baldigst wieder am selben Ort

zu treffen. Farnwald versprach, James Arnold, der wieder auf die väterliche Besitzung heimkehrte, um nun dort in der Nähe mit dem Bau eines eigenen Blockhauses zu beginnen, rechtzeitig zu benachrichtigen.

Aber so bald sollte es zu keinem Wiedersehen kommen. Norwood betrieb die Errichtung seines neuen Wohnhauses mit allen Kräften. Bald stand es fertig auf vier Fuß hohen Pfeilern, die der Luft freien Durchzug darunter gewährten. Es war aus Holz erbaut und hatte nur ein Stockwerk, das auf allen vier Seiten Eingänge hatte.

Norwood ließ sich die Innenausstattung viel kosten. Es war für die Grenze unerhört, was er an teuren Möbeln, Vorhängen, Gemälden, Uhren und Zierat überhaupt heranbringen ließ. Eloise und Berenice hatten Wochen zu tun, um all diese Dinge zu ordnen und geschmackvoll im Hause zu verteilen. So fanden sie nicht die Gelegenheit zu einem Stelldichein mit Farnwald, wenn auch Berenice noch so sehr darauf drängte. Doch gaben sie Farnwald mehrmals durch Eve Bescheid und entschuldigten sich.

Aber da erkrankte Berenice eines Tages plötzlich. Ein heftiges Fieber warf sie nieder. Eloise verlangte von Ralph, daß Farnwald sofort geholt würde. Ralph sträubte sich, aber es blieb ihm nichts übrig als nachzugeben, denn Berenices Zustand verschlimmerte sich zusehends.

So wurde ein Bote zu Farnwald geschickt. Dieser ließ sofort seinen Hengst satteln und jagte nach der Besitzung Norwoods.

Er kramte die mitgebrachten Medikamente aus der Satteltasche. Norwood führte ihn ins Haus, wo ihnen Eloise schon entgegenkam. Der General stellte Farnwald vor, und Eloise geleitete ihn in das Krankenzimmer.

Fiebernd lag Berenice in den Kissen. Sie erkannte ihn nicht. Er fühlte ihren Puls und untersuchte sie dann sorgfältig. Dann flößte er ihr aus einer Phiole einige Tropfen ein. Er beruhigte die

ängstliche Mutter und gab ihr seine Verordnungen. Wenn diese befolgt würden, werde das Fieber bald nachlassen.

Eloise bat ihn, doch solange ihr Gast zu bleiben, bis Berenice auf dem Wege der Genesung sei. Farnwald nahm an. Er sparte dadurch nicht nur den täglichen weiten Ritt zu der Kranken, sondern konnte auch die Gelegenheit nutzen, zum Besten seines jungen Freundes Arnold ein besseres Verhältnis zu Norwood herzustellen.

Berenices Befinden besserte sich schnell. Bald konnte sie einige Stunden am Tage im Garten auf einem Liegestuhl ruhen. So lag sie an einem sonnigen Nachmittag im Schatten einer hohen Lebensiche und schlief. Ihre Mutter befand sich im Hause, Farnwald war ausgeritten. Still war ringsum der Garten mit seinen Bäumen, Büschen und Blumen.

Da schob sich lautlos aus einem Gebüsch eine Männergestalt, spähte um sich und trat dann auf den Liegestuhl zu, vor dem sie stehenblieb. Es war James Arnold. Fast andächtig betrachtete er die Schlummernde. Er hatte von ihrer Erkrankung gehört, und die Unruhe hatte ihn herbeigetrieben.

Plötzlich öffnete Berenice die Augen. Freudiges Staunen verklärte ihre bleichen Züge, sie streckte ihm die Hände entgegen. Glückselig kniete James an ihrem Stuhl nieder.

»Oh, Miß Berenice, wie froh bin ich! Sie sind bald wieder gesund! Warum hat man mir nicht früher etwas von Ihrer Erkrankung gesagt?«

»Farnwald wollte sie nicht unnütz ängstigen. Aber wir haben oft von Ihnen gesprochen . . . «

Ihre Augen strahlten sich an. Selbstvergessen strich sie ihm eine Locke aus der braunen Stirn, und plötzlich lagen sie sich beide in den Armen, ihre Lippen fanden sich zum ersten Kuß. Stammelnd bekannten sie sich das Geheimnis ihrer Liebe.

Sie merkten nicht, wie Eloise in den Garten kam und verwundert stehenblieb. Etwas wehmütig lächelte sie bei dem Gedanken,

daß sie nun ihr Kind, das allein ihr Leben ausmachte, hergeben mußte. Und doch war die Freude über das Glück ihres Kindes größer als der eigene kleine Schmerz. Sie trat hinter einen Strauch, um achtzugeben, daß niemand die beiden überraschen möchte. Sie ahnte längst Berenices Gefühle für James und hatte die beste Meinung von dem jungen Mann, der sichtlich die guten Eigenschaften seiner Vorfahren geerbt hatte. Konnte sie sich für die Tochter einen besseren Gatten wünschen?

»Liebster, du mußt gehen! Wenn mein Vater dich hier treffen würde . . .« Berenice wurde sich zuerst der Gefahr bewußt.

»Ich werde mit ihm sprechen, er muß dich freigeben . . .« erklärte James mit jugendlichem Ungestüm. »Oder du entfliehst mit mir.«

Aber Berenice dachte an die Mutter, gegen die sich dann die ganze ungebärdige Wut ihres Vaters richten würde. Sie seien beide noch jung und dürften nichts überstürzen. James solle mit Farnwald sprechen, der sicher den besten Rat wisse.

Noch eine Umarmung, ein langer Kuß, und Arnold zog sich so lautlos zurück, wie er gekommen. Nach einer Weile trat Eloise vor. Berenice war erst etwas verlegen, dann aber gestand sie der Mutter ihre Liebe.

Am Abend hatte Eloise eine lange Unterredung mit Farnwald. Sie überreichte ihm den Ring Montclards, den sie so viele Jahre heimlich bewahrt hatte. Sie vertraute ihm die Geschichte des Ringes an. Er solle einmal Berenice hören. Es sei vielleicht töricht, aber eine unerklärliche Angst vor der Zukunft treibe sie dazu, Farnwald zu bitten, Berenice diesen Ring einst bei ihrer Hochzeit als Geschenk ihrer Mutter zu geben. Farnwald sah die Tränen in den Augen der leidgeprüften Frau und versprach ihr die Erfüllung ihrer Bitte.

Auch mit James Arnold werde er reden und ihn vor allen übereilten Schritten warnen. Mit der Zeit komme Rat, und es sei doch schon viel wert, daß er jederzeit Zutritt in Norwoods Haus habe.

36. VERGIFTET!

Mit Tagesgrauen waren auf Ralphs Plantage die Sklaven schon an der Arbeit auf den Feldern. Tom Norwood ritt zwischen ihnen herum und fand seine Freude daran, seine schwere Peitsche auf ihre Rücken niedersausen zu lassen. Es war ihm eine grausame Befriedigung, Männer oder Frauen nackt an einen Baum binden zu lassen und ihrer Auspeitschung zuzusehen.

Mit seinem Vater hatte er deswegen schon einige ernste Auftritte gehabt. Denn Ralph bevorzugte sichtlich einige hübsche junge Quadroninnen vor den übrigen Sklaven, kleidete sie in Seide und sprach sie von jeder Arbeit frei. Tom aber kehrte sich nicht daran und holte die Mädchen bei jeder Gelegenheit, wenn sein Vater abwesend war, zur Arbeit heran und schikanierte sie.

Wieder einmal war das Frühstück infolge eines Wortwechsels zwischen Vater und Sohn höchst unerquicklich verlaufen. Noch sei er der unumschränkte Herr hier im Hause, hatte Ralph erklärt, und nur er habe zu bestimmen, wann die Mädchen arbeiteten. Tom wollte eben wütend davonestürmen, als ein Fremder gemeldet wurde. Vater und Sohn traten auf die Veranda.

Die Neger hatten sich bereits des Pferdes des Besuchers angenommen, dieser kam die Treppe herauf. Bei dem Anblick des mächtigen Mannes mit dem schwarzen Vollbart hatte Ralph sofort das unangenehme Gefühl, daß er diesen Menschen in der Tracht der Westjäger schon einmal getroffen haben mußte.

»Mein Name ist Duncan,« sagte der Fremde. »Ich bin heute schon fünf Stunden unterwegs und wäre ihnen dankbar, wenn ich ein wenig bei Ihnen rasten dürfte.«

»Ich heiße Norwood. Bitte treten Sie näher!«

Bei dem Namen Norwood zuckte der Schwarzbärtige zusammen. Ralph entging das nicht.

»Sie kommen mir bekannt vor, obwohl ich mich nicht entsinnen kann, wann wir uns begegnet sind. Doch scheint auch mein Name nicht unbekannt?«

»Ich wüßte nicht, wo wir uns begegnet sein sollten, Mister Norwood. Ihren Namen hörte ich allerdings vor einiger Zeit oben am Canadian River. Stammen Sie nicht aus Florida?«

»Allerdings! Ich bin erst vor kurzer Zeit nach Texas übergesiedelt.«

»Ich rastete in der Hütte eines Seminolenhäuptlings Tallihadjo, den es nach Ihrem Skalp gelüstete . . . «

Ralph erschrak, aber faßte sich rasch.

»Die Seminolen sollten mir dankbar sein, daß ich sie vor unnützem Blutvergießen bewahrte und ihre Auswanderung aus Florida ermöglichte. Statt dessen gieren sie nach meinem Skalp. Na, von hier bis zum Canadian ist ein weiter Weg.«

»Oh, die Jäger der Seminolen streifen häufig bis in diese Gegend herunter,« bemerkte Duncan mit leisem Spott.

Ralph erwiderte nichts darauf, sondern bat ihn zu einem Imbiß ins Haus. Auf dem Kreuzgang kamen ihnen Eloise und Berenice entgegen. Als Eloise den Schwarzbart erblickte, streckte sie abwehrend die Hände gegen ihn aus.

»O Gott!« rief sie. »Flournoy!«

Duncan verneigte sich höflich vor ihr.

»Mein Name ist Duncan! Ich habe den Eindruck, daß man mich hier mit einer anderen Person verwechselt, der ich vielleicht ähnlich sehe?«

»Verdammt ähnlich!« entfuhr es Ralph, der sich nach Eloises Ausruf sogleich über den Fremden klar war.

»Wer ist denn dieser Doppelgänger von mir?« Duncan blickte Norwood herausfordernd an.

»Ein Mann, mit dem ich noch eine Rechnung zu begleichen habe! Ein blutiger Pirat, der später am Galgen endete! Er hieß Flournoy!«

Duncan wandte sich an die zitternde Eloise.

»So beruhigen Sie sich doch, Madam! Wenn der Mann tot ist, kann ich es schwerlich sein! Und für einen Geist habe ich zuviel

Fleisch und Blut! Aber ich sehe, daß diese Ähnlichkeit scheinbar unangenehme Erinnerungen bei Ihnen weckt. Darum möchte ich es vorziehen, Ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch zu nehmen.«

Er verbeugte sich und ging. Draußen rief er nach seinem Pferde und ritt schleunigst davon. Es war in der Tat Flournoy, der vor zwei Jahrzehnten in Baltimore durch die Methodisten vor dem Galgen gerettet worden war und sich in den Wilden Westen geflüchtet hatte. Das unerwartete Wiedersehen mit Norwood änderte seine Pläne. Seinem Reichtum nach mußte Norwood großen Einfluß besitzen, den er leicht benutzen konnte, ihm gefährlich zu werden. Darauf wollte Flournoy es nicht ankommen lassen. Ohne Zeit zu verlieren, machte er sich auf den Rückweg nach Norden. Das unverhoffte Wiedersehen sollte ihm noch Kapital einbringen!

Ralph Norwood war durch das Erscheinen des totgeglaubten Piraten zwar weniger erschreckt als Eloise, die nur mit Schmerz und Abscheu an den Mörder ihres Vaters denken konnte, doch immer mehr beunruhigte ihn der Gedanke, daß Flournoy ihn und seinen jetzigen Wohnort an Tallihadjo verraten könnte.

Er ließ sich daher sein schnellstes Pferd satteln und machte sich auf, den ehemaligen Freibeuter zu verfolgen und zu stellen. Er war entschlossen, ihn ohne weiteres niederzuschießen. Eine Zeitlang konnte er auch die Spur des Trappers verfolgen, doch dann verlor er sie und fand sie nicht wieder. Flournoy-Duncan hatte es in der Wildnis gelernt, seine Fährte zu verwischen.

Mißmutig und müde kehrte Ralph spätabends auf seine Plantage zurück. Eloise kam ihm weinend entgegen.

»Tom ist tot!«

Kaum war Ralph am Vormittag fortgeritten, als Tom die Lieblinge seines Vaters rufen ließ und ihnen befahl, Hacken zu nehmen und ihm aufs Feld zu folgen. Die Quadronen zögerten. Zornig forderte er sie nochmals auf, doch sie weigerten sich unter Berufung

auf den General. Da griff Tom in höchster Wut zur Peitsche und trieb sie aufs Feld.

Den ganzen Vormittag blieb er bei ihnen und schlug sie bei jeder Gelegenheit. Als die Tischglocke zum Essen rief, versprach er ihnen, daß sie nachmittags noch besser arbeiten würden.

Nach Tisch hatte sich Tom auf die Veranda vor dem Hause gesetzt, um bei einer Zigarre eine Tasse Kaffee zu trinken. Er hatte sich den Hufschmied der Sklaven kommen lassen und warf ihm vor, sein Pony zu schwer beschlagen zu haben. Als der Schwarze das bestritt, drohte er, ihm die Hufeisen eigenhändig unter die nackten Füße zu nageln, und jagte ihn davon. Dann trank er die Tasse Kaffee aus.

Als er bald darauf aufstehen wollte, wankte er hin und her und brach mit einem Schrei zusammen. Eloise und Berenice eilten erschreckt herbei und ließen ihn ins Haus tragen. Seine Augen waren stier, sein Gesicht bleifarben, sein Atem ging immer schwerer, und seine Glieder wurden immer steifer. Die Frauen waren ratlos. Eloise schickte einen reitenden Boten zu Farnwald. Als dieser eintraf, war es bereits zu spät. So viel auch Eloise und Berenice von dem Toten hatten erdulden müssen, so war es doch immerhin ihr Sohn oder Bruder. Farnwald hatte Mühe, sie zu trösten. Er blieb bei ihnen, um die Rückkehr Norwoods abzuwarten.

Ralph Norwood traf die Nachricht vom Tode seines Sohnes wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Alle Streitigkeiten waren vergessen, der plötzliche Verlust verwischte sie und erweckte alle Gefühle der Vaterliebe wieder. Er konnte, er wollte die Wahrheit nicht glauben. Er stieß Eloise beiseite und eilte auf Toms Zimmer zu. In der Tür trat ihm Farnwald entgegen.

»Zu spät, Herr General! Ihr Sohn ist vergiftet, allem Anschein nach mit Strychnin . . . «

Norwood starrte ihn an, als könne er seine Worte nicht fassen. Mit aufeinandergepreßten Lippen und geballten Fäusten trat er an das Totenlager.

»Himmel und Hölle!« tobte er plötzlich los. »Vergiftet! Wer war das?«

Er jagte wie ein Wahnwitziger durch das Haus und verhörte einen jeden. Dann rannte er zu den Negerhütten und brachte heraus, was am Morgen vorgefallen war. Mit gräßlichen Verwünschungen schwur er, den Mörder langsam zu Tode zu martern. Die Quadronen bestritten hartnäckig jede Schuld.

Es war eine schreckliche Nacht. Farnwald blieb und leistete den weinenden Frauen Gesellschaft, er suchte Eloise zu trösten und beruhigte Berenice. Norwood betrank sich schließlich bis zur Besinnungslosigkeit.

Als Tom am nächsten Morgen in der Nähe der Plantage am Waldrande zur Ruhe bestattet wurde, war Ralph noch nicht wieder nüchtern. Farnwald fühlte sich durch seinen Anblick angewidert. Als er nach Hause zurückritt, reifte in ihm der Entschluß, Sorge zu tragen, daß Berenice wenigstens bald aus der Umgebung dieses Menschen herauskäme. Wenn Norwood nicht gutwillig einer Heirat mit James Arnold zustimmte, dann mußte es hart auf hart gehen. Dazu war Farnwald fest entschlossen.

37. DIE STUNDE DER RACHE

Hell brannten in dunkler Nacht die Lagerfeuer der Jäger der Seminolen, die sich unter Führung Tomorhos am Ostrand des Llano Estacado auf Büffeljagd befanden. Die Nacht war still, meilenweit konnte man jeden Laut in der Wüste wahrnehmen. Einer der Wachtposten meldete Tomorho das Nahen eines Reiters.

Bald darauf wurde ein Weißer an das Feuer des Häuptlings geführt. Es war Duncan-Flournoy, der seiner Freude Ausdruck gab, hier im Süden so unverhofft auf einen Trupp Seminolen gestoßen zu sein. Tomorho hieß ihn an seinem Feuer willkommen. Von einem langen Tagesritt ermüdet, streckte sich der Trapper nieder.

Nachdem er gegessen hatte, erklärte er, daß er auf dem Wege zu Tallihadjo sei, um sein Herz zu erfreuen. Er könne ihm den letzten Wunsch seines Lebens erfüllen.

»Tallihadjo hat mir seine besten Felle versprochen, und ich hoffe, daß er sein Wort hält!«

»Tallihadjo hat noch nie sein Wort gebrochen,« erklärte Tomorho. »Will mir das Bleichgesicht nicht sagen, um was es sich handelt?«

»Um Ralph Norwood!«

Der Häuptling fuhr in die Höhe und starrte den Weißen mit wilden, glühenden Blicken an. Er haßte Ralph Norwood ebenso sehr wie sein Vater, er kannte und teilte seinen brennenden Wunsch nach Abrechnung.

»Ich habe Ralph Norwood gesehen und kann dich zu ihm führen,« sagte der ehemalige Pirat lauernd. »Ich verlange die besten Felle Tallihadjos und genügend Packtiere, um sie und die Ausbeute in meinem Versteck oben am Canadian zum Verkauf in die Ansiedlungen zu bringen.«

»Du sollst haben, was du verlangst, wenn du mich zu Ralph Norwood führst, damit ich ihn fangen kann! Ich werde einen Boten an Tallihadjo senden, daß er hierher kommt. Inzwischen werde ich Norwood festnehmen und lebendig an dieses Feuer bringen, wo Tallihadjo Gericht über ihn halten kann.«

Duncan-Flournoy war damit einverstanden. Schon am nächsten Morgen brach er mit Tomorho und mehreren Kriegern nach Süden auf.

Seit dem Tage, an dem sein Sohn Tom gestorben und Flournoy so geheimnisvoll erschienen und verschwunden war, fand Ralph Norwood keine Ruhe mehr. Er trank übermäßig und war so unzugänglich, daß Eloise und Berenice ihn mieden, wo sie konnten. Böse Träume plagten ihn. Seine Opfer erschienen ihm, Milroy, Lacoste, Soublett, Tallihadjo auf den Trümmern des in die Luft

gesprengten Dampfschiffes, Flournoy, wie er den Seminolen seinen Aufenthalt verriet. Er ließ eine hohe Palisadenwand um das Wohnhaus errichten, er ritt nicht mehr allein aus und schickte häufig Sklaven aus, um in der weiteren Umgegend nach Indianerspuren zu suchen. Und bei allen Nachbarn und vorüberkommenen Jägern zog er Erkundigungen über die Seminolen ein. Doch niemand wußte etwas über sie.

Der Tag schwand, und die Abenddämmerung brach herein. Farnwald war bei Eloise und Berenice zu Besuch gewesen, der General hatte sich nicht sehen lassen. Farnwald war in Eloise gedrungen, ihm doch zu erlauben, wegen Berenice und James Arnold mit Norwood sprechen zu dürfen. Aber Eloise hatte ihn gebeten, doch noch kurze Zeit damit zu warten. Heute sei der Zeitpunkt besonders ungünstig. Denn Ralph habe am Morgen einen Brief aus New Orleans erhalten, der ihm anscheinend eine sehr schlechte Nachricht gebracht habe. So sagte Farnwald den Frauen Lebewohl und ritt heimwärts.

In der tiefen Dämmerung des sinkenden Tages bemerkte er nicht die beiden dunklen halbnackten Gestalten, die unweit von Norwoods Plantage hinter einem Gebüsch am Waldrand lauerten.

Es war Tomorho mit einem seiner Krieger. Sie führten nur Tomahawk und Messer im Gürtel und hielten einen Lasso in der Hand.

Die Negersklaven kamen von ihrer Arbeit auf den Feldern und begaben sich durch das Tor in den Palisaden nach ihren Hütten. Ralph Norwood stand an dem Tor und zählte sie mit finsternen Blicken. Denn wenn der letzte Sklave heimgekehrt war, schloß er allabendlich eigenhändig das Tor.

Das Abendrot am Himmel war verglüht. Aus dem nahen Wald ließen Eulen ihren klagenden Ruf hören. Zwei Sklaven fehlten noch. Ein Aufseher erklärte, daß sie als letzte das Feld verlassen

hätten und bald kommen müßten. Der General drohte, sie auspeitschen zu lassen, und schritt durch das Tor hinaus, um nach den beiden Ausschau zu halten.

Langsam ging er den Weg zum Wald hinab. Kurz vor dem Waldrand machte er mit einem Fluch kehrt und wandte sich dem Tor wieder zu. In diesem Augenblick sprang Tomorho lautlos aus dem Gebüsch, sein Lasso kreiste. Die Schlinge sauste über Norwoods Kopf, ein scharfer Ruck riß ihn jäh rücklings zu Boden. Schon waren Tomorho und sein Begleiter bei ihm. Blitzschnell schnürten sie Ralphs Hände und Füße mit Riemen zusammen. Der Mund wurde ihm verstopft.

Stieren Auges blickte Ralph auf die beiden Indianer, die ihn packten und hastig in den Wald zerrten. Ein Ruf, und zwei weitere Krieger tauchten auf, ergriffen den Gefangenen und schleppten ihn mit weiter in das Dickicht. Dann ging es auf einem schmalen Pfad in schnellem Lauf durch den Wald, bis ihnen unter einer uralten Lebensseiche, von deren weitausgestreckten Zweigen graues Moos bis auf die Erde herabhing und den Stamm wie ein Schleier umgab, ein kleines Feuer entgegenleuchtete.

Innerhalb dieses natürlichen Zeltes lag Flournoy mit zwei weiteren Seminolen. Er sprang auf, als die Mooswand sich teilte und Ralph hereingetragen wurde. Man setzte ihn auf die Erde nieder und befreite ihn von seinem Knebel.

»Ralph Norwood, du bist in der Gewalt Tomorhos!« sagte der Häuptling. »Er wird dich zu Tallihadjo führen. Die Stunde der Rache ist gekommen!«

Ralph war totenbleich, Angst verzerrte seine Züge. Jetzt erst fiel sein Blick auf Flournoy, der mit untergeschlagenen Armen stand und schadenfroh lächelte. In wilder Wut riß er an seinen Fesseln.

»Lump, Schurke, dreckiger Verräter!« tobte er.

»Herr General, Sie beschuldigen mich ungerecht! Nur Ihren Greuelthaten gegen meine Freunde, die Seminolen, haben Sie Ihr

Schicksal zuzuschreiben!« Der Pirat wandte sich achselzuckend ab.

Man holte Pferde herbei. Ralph wurde auf einem festgebunden. Ein Seminole ergriff die Zügel. Ein Späher ritt voraus, und Tomorho folgte ihm nach einer Weile mit dem Gefangenen, Flournoy und den übrigen Kriegern.

Bald kamen sie aus dem Wald heraus auf die Prärie. Sie hielten ihre Pferde während der ganzen Nacht in eiligem Trab. Mit Tagesanbruch rasteten sie an einem Bach, stärkten sich und ließen die Tiere grasen.

Auch Ralph wurde gut gepflegt. Man sah seine Fesseln nach, daß sie ihm nicht ins Fleisch schnitten, und machte es ihm bequem, aber man gab ihm auf keine Frage eine Antwort.

Nach wenigen Stunden der Ruhe wurde die Reise nach Norden fortgesetzt. Das wogende wellenförmige Grasmeeer nahm sie auf, das sich ringsum scheinbar unendlich bis zum Horizont dehnte. Nur hier und dort gab eine einzelne Mimose oder eine Ulme dem Auge einen Anhaltspunkt oder deutete ein schmaler Waldstreifen Wasser an. Tagelang ging die Reise mit nur kurzen Unterbrechungen.

Die Einförmigkeit der Landschaft und das stete Schweigen der Indianer brachten Ralph zu immer größerer Verzweiflung. Erinnerungen umschwirrten ihn in wilden Schreckbildern. Er erlebte seine Jugend noch einmal, die zügellose Zeit in Columbus, den Tod des Vaters, die kurze Wandlung unter dem Einfluß der Arnolds, die verhängnisvollen Tage in Baltimore und dann die immer stärkere Verstrickung mit dem Bösen. Ralph wußte, was seiner harrte, nur zu gut war er mit den furchtbaren Grausamkeiten und Qualen bekannt, die von der Rache eines Indianers ersonnen wurden. Seine Angst steigerte sich von Tag zu Tag.

Das Grasmeeer ging über in die Sandwüste des Llano Estacado, an dessen Rand der Reitertrupp entlangzog. Eines Abends

bei Sonnenuntergang gaben ihm die lebhaften Bewegungen seiner Begleiter zu erkennen, daß sie etwas Besonderes erwarteten. Im Dunkel ging der Ritt weiter. Plötzlich blinkten Lagerfeuer auf. Der Platz war erreicht, an dem Tallihadjo den Zug mit dem Gefangenen erwartete.

In grimmiger Freude leuchteten die Augen des alten Häuptlings auf, als er Norwood erblickte. Schweigend musterte er den Mann, der mit eingefallenen Wangen und wirrem Bart nur ein Schatten von einst war.

Duncan-Flournoy näherte sich dem Häuptling und pochte darauf, daß er sein Wort gehalten habe und dasselbe nun auch von Tallihadjo erwarte.

»Dieser Schurke ist ein vielfacher Mörder!« schrie Ralph. »Er heißt nicht Duncan, sondern Flournoy und ist der blutige Seeräuber, der Eloise, meine Frau, verfolgte, bis sie an der Küste Floridas Schiffbruch erlitt. Er sollte in Baltimore gehängt werden . . . «

Auf einen Wink Tallihadjos wurde er hinweggeführt. Höhnisch blickte Flournoy ihm nach.

Mit Sonnenaufgang ging der Ritt weiter. Wieder war das furchtbare Schweigen um Ralph, vergeblich suchte er Tallihadjo zum Sprechen zu bringen.

Dann endlich tauchte das Ziel der Reise auf. Schon von ferne zeigten Rauchsäulen an, daß man sich dem Dorf der Seminolen näherte. Nacht legte sich über die Prärie, die Sterne begannen zu funkeln. Jauchzen und Jubel empfangen die Heimkehrenden. Der kalte Angstschweiß brach Ralph aus allen Poren: diese Freudentöne galten ihm und seiner Gefangennahme.

Der Wald war erreicht. Männer, Weiber und Kinder drängten sich an den Zug heran. Mit Triumphgeschrei wurde der Gefangene nach der Hütte Tallihadjos gebracht. Ein Lagerfeuer loderte davor. Die Reiter saßen ab. Man hob Ralph von seinem Pferde.

Auch Flournoy stieg von seinem Rappen. Doch kaum hatte er den Boden betreten, als mehrere Lassoschlingen um seinen Hals

fielen und er von einigen Kriegern niedergerissen und trotz verzweifelter Gegenwehr gefesselt wurde. Man schleppte ihn an das Feuer, wo man auch Ralph niedergesetzt hatte.

Alle Männer des Lagers versammelten sich. Tallihadjo nahm mit Tomorho den beiden Gefangenen gegenüber Platz, neben ihnen ließen sich die ältesten Krieger auf einen Wink nieder.

Mit lauter Stimme hub Tallihadjo an:

»Ralph Norwood, deine Verbrechen gegen mein Volk, gegen das Volk deiner Mutter brauche ich nicht aufzuzählen. Der Große Geist hat meine flehentliche Bitte erhört, mich nicht ohne deinen Skalp in die ewigen Jagdgründe zu meinen Vätern eingehen zu lassen. Er ist den Seminolen gnädig gewesen und hat dich in ihre Hände gegeben, um an dir den Untergang vieler Hunderter ihrer Brüder rächen zu können. Du wirst morgen sterben! Wir werden noch beraten und bestimmen, auf welche Weise! Ich selber fordere von dir nur deinen Skalp!«

Darauf wandte der Häuptling sich zu den alten Kriegern und trug ihnen auf, bei Tagesanbruch mit den übrigen Männern zu beschließen, wie Ralph Norwood getötet werden sollte. Dieser war keines Wortes mehr mächtig, er zitterte am ganzen Körper. Er wußte, daß ihn nichts mehr retten konnte.

Tallihadjo richtete nunmehr seine Blicke auf Flournoy: »Der Seeräuber Flournoy hat vielfach den Tod verdient. Er ist ebenso ein Verräter wie Norwood, den er um einiger Felle willen in unsere Hände lieferte. Er soll den gleichen Tod erleiden wie Norwood. Auf meine Gastfreundschaft hat er kein Recht, denn er wurde als Gefangener an mein Feuer gebracht. Seine Felle soll er haben, ich werde sie und seine eigenen Vorräte, wenn er mir ihr Versteck verrät, auf meinen Packtieren, wie ich es versprochen habe, dahin senden, wohin er bestimmt.«

Flournoy gab keine Antwort. Zu lange Jahre war er mit dem Charakter der Indianer bekannt, als daß er auf eine Änderung

im Beschluß des Häuptlings gehofft hätte. Er versuchte es darum nicht. Mit verkniffenen Lippen starrte er vor sich hin.

Während dieser Nacht kam kein Schlaf in die Augen der beiden Verurteilten. Bald stierten sie sich gegenseitig mit Blicken des Hasses an, bald sahen sie auf Tallihadjo, der unbeweglich im Feuerschein vor ihnen saß und sie nicht aus den Augen ließ.

Bleicher Schimmer kündete das Nahen des Tages. Das Lager belebte sich. Alt und jung eilte dem Platz im Wald zu, an dem über die Todesart der Gefangenen beraten werden sollte.

Nur Tallihadjo blieb bei diesen am Feuer sitzen. Unheimliche Ruhe herrschte im Lager. Den Gefangenen dehnten sich die Minuten zu Ewigkeiten.

Plötzlich sahen sie die Indianer aus dem Walde mit schweren Lasten trockenen Holzes zurückkommen, die sie um einen einzelnen Baum auftürmten. Tomorho trat mit einigen alten Kriegern zu Tallihadjo und verkündete, daß die beiden Weißen den Feuertod sterben sollten. Ralph sank zitternd in sich zusammen. Flournoy suchte in einem Anfall verzweifelter Wut seine Fesseln zu sprengen. Schließlich brach er erschöpft nieder.

Der Holzstoß wuchs rasch. Die Frauen legten trockene Baumrinde und Reisig zwischen die Scheite, daß er nach der Entzündung schnell in vollen Flammen aufgehen mußte. Tallihadjo legte sich schlafen, Tomorho übernahm die Wache bei den Gefangenen, die von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde dem Schreckensaugenblick entgegenschauderten, in dem man sie dem furchtbaren Flammentod übergeben würde. Doch der Tag verstrich, ohne daß man sich um sie kümmerte.

Wie eine glühende Kugel versank die Sonne hinter dem dunklen flachen Rand der Prärie, da versammelten sich die Seminolen um den Holzstoß. Tallihadjo erhob sich von seinem Lager und gab einen Wink. Man packte die sich krümmenden Gefangenen und trug sie zu dem Scheiterhaufen. Frauen brachten brennende Fackeln herbei.

Es wurde Nacht. Im weiten Kreis standen die Seminolen, um dem Rachewerk beizuwohnen. In diesen vom Fackellicht erhellten Kreis schritt Tallihadjo. Mit finsterem Blick trat er vor Ralph.

»Ralph Norwood, die Stunde der Rache ist gekommen!« Er warf die Pantherhaut ab, die seinen Oberkörper verhüllte. In seiner Hand blinkte ein Messer. Plötzlich bückte er sich, griff mit der Linken in Ralphs Haar, seine Rechte führte blitzschnell den scharfen Stahl um Ralphs Schädel, dann ein Ruck . . .

Mit einem Triumphgeschrei richtete er sich in voller Größe auf, schwang die blutige Trophäe hoch über sich und zeigte sie seinem Volke. Das Wimmern und Ächzen des Skalpierten verhallte in ungestümen Jubelrufen.

Ein Wink des Häuptlings, und die Verurteilten wurden hochgehoben und mit den Rücken gegeneinander an den Baumstamm gebunden, der in der Mitte aufragte. Dann schleuderten die Frauen die Fackeln in den Holzstoß. Der aufsteigende Qualm entzog bald die beiden Männer den Blicken der wildjauchzenden Menge. Hoch wirbelte die Lohe über ihnen auf. Im Geprassel der Flammen und im Jubel der Seminolen erstickten ihre Schreie.

Monate später gelangte die Nachricht von dem furchtbaren Ende der beiden durch indianische und weiße Jäger zu Farnwald. Er teilte sie schonend Eloise und Berenice mit, die ihn bereits verlorengegeben hatten.

Die Frauen wohnten längst nicht mehr auf der Plantage. Die Gläubiger Ralphs hatten die Sklaven und das Vieh versteigert. Die Felder verwilderten, die Gebäude zerfielen.

James Arnold und Berenice hatten geheiratet. Eloise war zu ihnen in das schmucke Blockhaus gezogen. Nach den vielen Jahren des Leides hatte sie dort endlich Ruhe und Frieden gefunden. Was ihr versagt geblieben war, das sah sie dankbaren Herzens der Tochter beschieden: ein stilles Glück an der Seite eines redlichen, fleißigen und geliebten Mannes.